1,40 DM / Band 110
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Zargos, der Dämon

John Sinclair Nr. 110

von Richard Wunderer

erschienen am 12.08.1980

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Zargos, der Dämon

Regentropfen trommelten gegen die Scheiben meines Apartments.

Vor den Fenstern wallte so dichter Nebel, daß ich die Straßenlaternen nur als blasse, verschwommene Flecken in der milchigen Brühe schwimmen sah. Ich stand am Fenster und drehte ein Glas zwischen den Fingern. In London herrschte wieder ein Wetter, bei dem man keinen Hund vor die Türe jagt. Die Metropole zeigte sich von ihrer kältesten und unfreundlichsten Seite. In meinem Apartment war es warm. Das Licht hatte ich gedämpft. Der feine Duft des Whiskys zog mir in die Nase. Es hätte eigentlich nur ein Kaminfeuer gefehlt, um die Stimmung komplett zu machen.

Das Telefon klingelte mich wach. Stirnrunzelnd drehte ich mich um und betrachtete den Apparat.

Es war Samstag. Neun Uhr abends, wie ich mit einem Blick auf meine Uhr feststellte.

Obwohl mir eine innere Stimme sagte, daß ich mir wahrscheinlich Ärger einhandelte, ging ich mit langen Schritten zum Telefon und hob ab. Ich wettete mit mir, daß es niemand aus meinem Freundeskreis war, und gewann.

»John Sinclair? Oberinspektor Sinclair?« fragte eine mir unbekannte Männerstimme, nachdem ich mich gemeldet hatte.

»Ja!«

»Sie arbeiten für den Yard?«

»Wenn Sie wissen, daß ich Oberinspektor bin, wissen Sie das wahrscheinlich auch«, erwiderte ich gereizt. Der Anruf klang wirklich nach Ärger.

»Immer mit der Ruhe!« Der Mann lachte. Der Stimme nach war er nicht mehr jung. Er sprach mit einem starken Cockney-Akzent.

Cockneys betrachteten sich als Urlondoner und bildeten eine verschworene Clique. »Hören Sie, Oberinspektor! Sie beschäftigen sich mit sehr heißen Eisen. Könnte mir denken, daß Sie einen guten Informanten brauchen!«

Das machte mich stutzig. »Erklären Sie mir etwas genauer, was Sie meinen!« fauchte ich und trank meinen Whisky. Er schmeckte mir nicht mehr.

»Ganz einfach!« Der Mann lachte. »Ich erfahre eine Menge über die Aktivitäten Ihrer Gegner. Wenn Sie etwas springen lassen, verrate ich Ihnen die Sensation. In London braut sich eine tolle Sache zusammen. Geht Sie direkt an!«

»Wer sind Sie?« fragte ich scharf. Mir kam der Verdacht, daß sich jemand einen üblen Scherz mit mir erlaubte.

»Namen tun nichts zur Sache.« Seine Stimme wurde plötzlich eiskalt.

»Sinclair! Ich erfahre viel über die Hölle. Meine Tips sind teuer, aber gut. Wenn Sie interessiert sind, kommen Sie in den Hyde Park. Lassen Sie sich von einem Taxi am Hyde Park Corner absetzen, und gehen Sie die Serpentine Road entlang. Ich melde mich bei Ihnen! Machen Sie sich sofort auf den Weg.«

»Ich habe…«, setzte ich an, doch da legte er schon auf. Nachdenklich ließ ich den Hörer auf den Apparat sinken, obwohl es eigentlich nichts zu überlegen gab. Ich wußte jetzt schon, daß ich hinfahren würde. Ich durfte keine Gelegenheit versäumen, mehr über meine Feinde, die Schwarzblütler, zu erfahren. In der Vergangenheit hatte ich viele Niederlagen einstecken müssen, aber auch sehr viele Erfolge erzielt.

Das war meinen Feinden sicherlich in die falsche Kehle geraten, so daß die Höllenbrut bald wieder zu einem neuen Schlag ausholen würde.

Vielleicht bot sich wirklich die Gelegenheit, mehr zu erfahren.

Telefonisch bestellte ich ein Taxi. Wenn es der Anrufer so wollte, blieb der Bentley eben in der Tiefgarage. Dann klingelte ich bei Suko, der zusammen mit seiner Freundin Shao das Apartment neben dem meinen bewohnte. Niemand öffnete, und hinter der Wohnungstür herrschte Stille.

Achselzuckend wandte ich mich ab und fuhr mit dem Aufzug nach unten.

Das Taxi wartete bereits. Ich nannte den Hyde Park Corner als Ziel.

»Da haben Sie aber Glück, Mister!« rief der Fahrer undeutlich. Er kaute mit gelben Zähnen auf einer erkalteten Zigarre herum. »Eine halbe Stunde später, und der Nebel ist so dick, daß ich nicht einmal mehr meine vordere Stoßstange finde.«

»Ja, sehr dichter Nebel«, murmelte ich nur, weil ich mich in Gedanken mit dem Anruf beschäftigte.

»Was ist?« Der Fahrer ließ die Zigarre mit artistischer Geschicklichkeit in den anderen Mundwinkel wandern. »Wollen Sie am Corner eine Rede halten? Um diese Zeit? Und bei diesem Wetter?« Er lachte meckernd.

»Ja«, antwortete ich.

Die Zigarre fiel ihm beinahe aus dem Mund. Er war so verblüfft, daß er mich fortan in Ruhe ließ. War mir nur recht. Ich überlegte nämlich, ob ich im Yard anrufen und Bescheid sagen sollte, doch ich ließ es sein.

Sicher, es konnte sich um eine Falle handeln. Aber ich würde das schon schaffen.

Am Hyde Park Corner stieg ich aus und gab dem Mann ein gutes Trinkgeld. Trotzdem sprach er nicht mehr mit mir. Kein Wort!

Ich schlug meinen Mantelkragen hoch und zog den Kopf zwischen die Schultern. Der Nieselregen kam von allen Seiten. In Sekundenschnelle war mein Gesicht klamm und naß. Der Nebel legte sich wie ein feuchtes Tuch auf meinen Mund. Er schluckte alle Geräusche. Unheimlich sah es aus, wie die Autos im Schneckentempo vorbeikrochen, ihre Scheinwerfer wie bleich glosende Augen aus der Dunkelheit auftauchten, vorbeihuschten und sofort wieder verschwanden. Die Motoren hörte ich so schwach, als habe mir jemand Watte in die Ohren gesteckt.

Trotz der Kälte öffnete ich den obersten Knopf meines Trenchcoats, damit ich im Notfall blitzschnell nach meiner Beretta greifen konnte.

Sie half mir sowohl gegen Feinde unter den Menschen als auch gegen solche aus dem Dämonenreich. Sie war mit silbernen Kugeln geladen, die zumindest Dämonen der unteren Rangordnungen auf der Stelle vernichteten.

Die Serpentine Road führte direkt in den Park hinein. Ich schlängelte mich um die weiß gestrichenen Pfähle der Absperrung herum und

betrat den nassen, mit verfaulten Blättern bedeckten Asphalt.

Nichts regte sich. Wie Sterne in einem ansonsten schwarzen Weltall schimmerten Laternen in großen Abständen. Die einzigen Geräusche, die mich begleiteten, waren Tropfen, die von kahlen Ästen und Zweigen auf das Laub fielen.

Ideales Wetter, um sich mit einem Informanten zu treffen. Aber auch ideales Wetter, um in eine Falle zu laufen.

Je weiter ich ging, desto vorsichtiger wurde ich.

Trotzdem überraschten sie mich.

Ich näherte mich soeben einer Laterne, als ein schwarzer Schatten aus der Dunkelheit hervorpreschte und auf mich zuraste.

Ich stand allein und ohne jede Deckung da. Es war zu spät, um nach der Beretta zu greifen…

***

»Ach, Darling, daß du bei diesem Wetter noch hinaus mußt!« Lisa Cunning legte ihre schmalen Hände mit den sorgfältig lackierten Nägeln auf die Schultern ihres Mannes. »Du tust mir richtig leid, George!«

George Cunning schob den schwarzen Helm ein Stück aus der Stirn.

Darunter kam der schon etwas schüttere Haaransatz zum Vorschein.

»Da kann man nichts machen, Lisa«, meinte er lächelnd. »Schnaps ist Schnaps, und Dienst ist Dienst. Wenn ein Kollege ausfällt, muß ich eben einspringen.«

Lisa Cunning und ihr Mann paßten nicht nur im Moment zusammen.

Wie die sprichwörtliche Faust aufs Auge. Er Ende 30, ein großer, derber Mann, etwas unbeholfen, aber eine Seele von einem Menschen. Sie erst vierundzwanzig, schlank mit den richtigen Kurven und den aufreizenden Bewegungen einer Bauchtänzerin, schulterlangen weichen Haaren, die kastanienbraun schimmerten, und hellen Augen, die durch die solariumgebräunte Haut besonders hervorstachen. Er in der schwarzen Uniform eines Londoner Bobbies, sie in einem duftigen, zartrosa Neglige, durch das sich ihre Brüste abzeichneten und das sich um ihre fraulich runden Hüften schmiegte. Ihre langen Schenkel jedoch unbedeckt ließ. Er mit einem stets geröteten, gutmütigen Gesicht. Sie mit dem rätselhaften Lächeln einer Sphinx und dem verführerischen Augenaufschlag einer unschuldigen Sünderin.

Es hatte in der stillen Vorortstraße am Stadtrand von London vor vier Jahren viel Gerede gegeben, als George Cunning diese Frau als seine Gattin in das biedere Reihenhaus führte. Die Leute hatten damals schon prophezeit, daß diese Ehe nicht gutgehen würde.

Sie sollten auf eine grauenhafte Weise recht behalten.

Denn in dieser Nacht wartete bereits George Cunnings Mörder draußen auf der Straße im Nebel verborgen.

Der Mörder, den Mrs. Cunning gedungen hatte…

»Paß gut auf dich auf, Darling«, hauchte sie und küßte ihn.

Es war ein Judaskuß.

Der Hölle hatte sie sich verschrieben, um diesen Mann loszuwerden, der ihr mit seinem schlichten Gemüt auf die Nerven ging, mit seinem geregelten Leben, das sich nach dem Dienstplan der Londoner Polizei richtete, mit seinen zwar gut gemeinten aber plumpen Zärtlichkeiten.

»Bei diesem Nebel ist es wirklich kein Vergnügen«, meinte George Cunning, als sie sich wieder von ihm löste und für ihn die Tür öffnete.

»Aber was sein muß, muß sein!«

Zum Satan, dachte sie, während sie süß lächelte. Diesen Satz hatte sie in den vergangenen vier Jahren so oft gehört, daß ihr davon schlecht wurde.

Geh doch endlich, schrie es in ihr. Geh endlich und laß dich umbringen!

»Bis bald, Darling«, sagte er noch und warf ihr ungeschickt eine Kußhand zu.

Sie schloß die Tür und lehnte sich aufatmend von innen dagegen.

Sekundenlang schloß sie die Augen. Ein wildes, lautloses Lachen stieg in ihrer Brust hoch.

Die höllischen Mächte sollten noch in dieser Nacht ihren Mann beseitigen! Er kam nicht mehr nach Hause! Er würde sie nie wieder belästigen!

Nur noch wenige Stunden, dann war sie frei!

Doch Lisa Cunning verlor nicht die Beherrschung. Sie hatte sich alles genau ausgedacht.

Als sie sicher war, daß ihr Mann seinen Rundgang aufgenommen hatte und sie nicht mehr hören konnte, rannte sie schreiend vor das Haus.

Prompt flammten in den Nachbarhäusern Lichter auf.

»Mrs. Miller! Mrs. Miller!« Lisa suchte sich die Nachbarin zur Linken aus, stürzte auf sie zu und klammerte sich an ihr fest. »Ich habe einen Mann in meinem Garten gesehen! Helfen Sie mir!«

Sie spielte ihre Komödie echt. Während Mrs. Miller die zitternde Lisa ins Haus führte, sahen Mr. Miller und seine beiden erwachsenen Söhne im Garten nach. Lisa hatte sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, die Polizei zu rufen.

»Das würde doch sofort mein George erfahren und sich schreckliche Sorgen machen!« behauptete sie. »Und das möchte ich unter keinen Umständen!«

Die Nachbarn fanden nichts Verdächtiges, aber Lisa Cunning war angeblich so verstört, daß die Millers sie plangemäß einluden, bis zur Rückkehr ihres Mannes bei ihnen zu bleiben.

»Und für Ihren Mann legen wir einen Zettel in die Diele, den er sofort

sieht, wenn er kommt«, sagte Mr. Miller und riskierte einen kurzen Blick in das offenherzige Dekollete seiner bildhübschen jungen Nachbarin.

»Vielen Dank«, hauchte Lisa Cunning. Von diesem Moment an wußte sie, daß Mrs. Miller sie keine Sekunde aus den Augen lassen würde.

Eine eifersüchtige Ehefrau war die beste Aufpasserin.

Lisa Cunning hätte sich kein härteres Alibi wünschen können…

***

Zwischen den Büschen tauchte ein Wagen auf, raste mit überdrehtem Motor auf mich zu und blendete voll die Scheinwerfer auf. Ich warf mich mit einem Hechtsprung zur Seite.

Die Räder griffen auf dem Asphalt und zischten haarscharf an mir vorbei, schleuderten Wolken aus Wasserstaub und Erde hoch und kreischten ohrenbetäubend, als der Fahrer voll auf die Bremse trat.

Ich raffte mich auf und wischte mir den Dreck aus den Augen. Ein Sprung, und ich stand hinter der Laterne, aber der Angreifer verstand sein Handwerk. Der Wagen drehte sich auf der Stelle, beschleunigte und raste direkt auf die Lampe zu, hinter der ich Deckung suchte.

Zuerst sah es so aus, als würde er die Laterne rammen. Er überlegte es sich im letzten Moment und verriß den Wagen. Ich sprang zur Seite.

Diesmal war der Abstand zu dem Auto größer.

Ich erkannte ein Taxi. Den Fahrer konnte ich nicht gut sehen, dafür den Mann auf den Rücksitzen. Ein weißhaariger Mann mit einem bleichen Gesicht! Er saß ganz ruhig, obwohl das Taxi heftig schlingerte.

Sollte ein Mensch verstehen, was das nun wieder zu bedeuten hatte.

Das Taxi wendete erneut und kam auf mich zu. Ich mußte verschwinden und mir eine bessere Deckung suchen. Vielleicht beschränkten sich die Angreifer nicht auf Mordversuche mit dem Wagen, sondern setzten noch andere Waffen ein. Dann war die Laterne eine mehr als dürftige Sicherung für mich.

Ich ließ den Kerl kommen, hielt mich sprungbereit, um rechtzeitig auszuweichen, und erlebte eine böse Überraschung.

Er steuerte die Laterne an und blieb auf Kurs.

Wuchtig rammte das Taxi die Laterne, daß der Mast knickte, als wäre er aus Gummi.

Der Peitscheneffekt!

Ich sah den Beleuchtungskörper auf mich zuschnellen und warf mich zurück. Zu spät!

Ich sah Sterne, als mir das Ding gegen die linke Schulter knallte und mich durch die Luft katapultierte. Ich überschlug mich und blieb liegen.

Meine Schulter war gefühllos, und als ich mich hochstemmen wollte, knickte mir der linke Arm unter dem Körper weg.

Die Lampe war erloschen, der rechte Scheinwerfer des Taxis zerschmettert. Der andere genügte, um mich zu blenden. Gleichzeitig konnte ich mich orientieren, von wo der Angreifer kam.

Jetzt wünschte ich mir Suko an meine Seite. Der hätte diesen heimtückischen Kerlen eingeheizt. Oder Jane Collins oder Bill Conolly.

Aber ich war allein, und ich konnte nicht einmal hoffen, daß jemand meine uniformierten Kollegen zu Hilfe rief. Bei diesem Wetter bekam vermutlich niemand mit, was hier passierte.

Sie hatten sich eine günstige Stelle ausgesucht, und ich war ihnen in die Falle gegangen!

Trotz der lädierten Schulter kam ich auf die Beine und hetzte los, ehe das Taxi den nächsten Angriff fuhr. Es knirschte scheußlich, als es sich von dem Mast löste. Blech schepperte auf dem Asphalt. Der Motor lief auch nicht mehr so rund wie vorher.

Der Wagen hatte einiges abbekommen.

Das gab mir einen Vorsprung. Ich wankte auf die Bäume zu, hörte hinter mir das Röhren des Motors und machte einen Hechtsprung.

Gerade rechtzeitig tauchte ich hinter den rettenden Stamm, rollte mich ab und griff nach der Beretta.

Das Taxi holperte auf der Wiese an mir vorbei. Die Hinterräder drehten durch, schleuderten Fontänen von Erde und Gras hoch und sanken tiefer ein.

Schon hoffte ich, der Wagen würde steckenbleiben, als die Reifen faßten. Aber jetzt war Endstation für den Amokfahrer.

Meine Beretta krachte zweimal. Die Luft entwich zischend aus dem rechten Hinterreifen, der Wagen senkte sich, beschrieb eine nicht vorgesehene Kurve und rammte seitlich einen Baum. Der Motor röhrte noch einmal auf und erstarb.

Beim Aufprall zersprang auch der zweite Scheinwerfer mit einem Knall. Es wurde so plötzlich dunkel, daß ich nur Umrisse erkennen konnte.

Der weißhaarige Fahrgast saß noch im Fond des Wagens. Die Vordertür flog auf, und der Fahrer sprang ins Freie.

Ich hob die Beretta. »Stop, keinen Schritt weiter!« befahl ich schneidend.

Er hielt sich nicht daran. Mit einem Riesensatz stand er auf der wie eine Ziehharmonika zusammengeschobenen Kühlerhaube, flankte darüber hinweg und sprang mich an.

Ich trat zur Seite und schlug kurz und trocken zu. Der Lauf der Beretta erwischte den Fahrer hinter dem rechten Ohr. Ein Schlag, der jeden Mann wie der Blitz fällen mußte.

Trotzdem trat ich noch einen Schritt zurück. Ich wußte nicht, ob ich

es mit einem Menschen zu tun hatte, oder ob ein Schwarzblütler aus dem Dämonenreich in diese harmlose Maske geschlüpft war.

Aus den Augenwinkeln sah ich zu dem Taxi hinüber. Der Weißhaarige saß unverändert auf den Rücksitzen. Hätte er nicht den Kopf zu mir gewandt, hätte ich geglaubt, daß es eine festgeschnallte Puppe war.

Mein Schlag wirkte. Der Fahrer blieb mit ausgebreiteten Armen im Gras liegen.

Ich atmete tief durch, trat an das Taxi und zog die hintere Tür auf.

»Aussteigen, Mister«, befahl ich und bückte mich.

Und fuhr erschrocken zurück.

Der Wagen war leer. Da war niemand, weder Mensch noch Puppe!

Aber ich hatte mich nicht getäuscht! Das war keine Einbildung von mir gewesen. Der Weißhaarige hatte sich in Luft aufgelöst.

Im nächsten Moment hörte ich aus den Baumkronen höhnisches Gelächter, daß mir ein kalter Schauer über den Rücken lief. Ich fuhr zurück, riß die Beretta über meinen Kopf und drehte mich hastig im Kreis.

»Feigling!« schrie ich meinem unsichtbaren Gegner zu. »Zu feige, um sich zu zeigen!«

Diesmal blieb es still. Dafür antwortete mir ein anderer, und zwar der Taxifahrer.

Mein Hieb mit der Pistole hatte ihn zwar zu Boden geworfen, aber ansonsten reagierte er nicht wie ein normaler Mensch. Der wäre nämlich mindestens für zwanzig Minuten weggetreten gewesen. Ich hatte mir schon überlegt, ob ich über das Funkgerät im Taxi einen Krankenwagen für den Fahrer anfordern konnte oder ob es bei dem Aufprall zerstört worden war.

Doch nun stand mir der Mann gegenüber, vier Schritte Entfernung. In dem trüben, vom Widerschein der Londoner Lichter stammenden Schimmer sah ich seine unnatürlich weit aufgerissenen Augen, seinen in einem wölfischen Grinsen verzerrten Mund.

Und ich sah den schweren Revolver in seiner Hand.

Der Lauf der Waffe war auf mich gerichtet, die schwarze Mündung glotzte mich wie ein böses Auge an.

Die Waffe zitterte nicht in der Hand des Killers, und er selbst wankte und schwankte nicht.

Höllische Mächte halfen ihm, die Wirkungen des Niederschlags zu überwinden.

Er stieß ein heiseres Lachen aus. »Jetzt bist du dran, Sinclair!« knurrte er gehässig. »Jetzt schicke ich dich in die Hölle!«

Sein Revolver zeigte auf mich, meine Beretta war auf den Boden gerichtet. Die Kugel des Mörders konnte mich gar nicht verfehlen.

Er hob seine Waffe noch ein Stück an.

Da wußte ich, daß er schießen würde…

***

George Cunning war ein gewissenhafter Polizist, der sich nie beklagte.

In dieser Nacht verwünschte er jedoch seinen Dienst.

Ein Pech auch, daß sich einer seiner Kollegen auf dem Streifengang den Arm gebrochen hatte. Da das Revier durch Krankheitsfälle sehr geschwächt war, hatten sie ihn angerufen und außer der Reihe zum Dienst eingeteilt.

Die kennen meine Lisa nicht, dachte George stolz und lächelte vor sich hin, während er gleichmäßig einen Fuß vor den anderen setzte.

Niemand, der Lisa wirklich kennt, könnte mich nachts von ihr wegholen. Kein Mensch wäre so herzlos.

Was für eine Frau! Wenn er an Lisa dachte, vergaß er die feuchte Kälte, die durch seinen dicken Uniformmantel kroch und ihn frieren ließ. Der Constable war wie ein Schuljunge bis über beide Ohren in seine Frau verliebt! Daß ausgerechnet er solches Glück hatte! Eine Schönheit wie Lisa konnte doch an jedem Finger zehn Kerle haben.

Aber sie liebte nur ihn und war ihm treu.

Das glaubte George Cunning wenigstens…

Es schien ein ruhiger Rundgang zu werden. Cunning kannte sich hier aus wie in seiner Westentasche. Das erleichterte ihm die Orientierung, denn bei diesem Nebel war es fast unmöglich, die Straßenschilder zu lesen. Und die Häuserfronten hinter den kleinen Vorgärten konnte er ohnedies kaum noch erkennen.

Kein einziges Auto war unterwegs. Der Vorort Stanmore lag dort, wo sich die Füchse gute Nacht sagten. Hier gab es keinen Durchgangsverkehr, nur die Leute aus den Siedlungen, und die blieben in einer so scheußlichen Nacht lieber zu Hause.

»Vernünftig«, murmelte der Polizist und rieb sich die klammen Finger.

»Alle sollten zu Hause bleiben, dann gäbe es keinen Ärger.«

Er bog in die Marsh Lane ein und stutzte.

In zehn Schritten Entfernung kämpfte sich das milchige Licht einer Lampe durch die Dunkelheit. Er kannte die alte Laterne, eine besonders kunstvoll geschmiedete Ausführung aus dem letzten Jahrhundert. Erst vor wenigen Jahren hatte man die Gasglühstrümpfe gegen elektrische Glühlampen ausgetauscht.

Unter der Lampe malten sich die dunklen Umrisse einer Gestalt ab.

George Cunning ging näher und erkannte eine Frau. Sie stand ganz ruhig da, als wäre sie mit dem Laternenmast verwachsen. Die Arme hingen schlaff herunter. Ihr Gesicht war eine bleiche Scheibe unter einem dunklen Kopftuch.

Sie trug einen schlichten Mantel, der weit über die Knie hinunterreichte. Constable Cunning konnte das Alter der Frau nur ungefähr schätzen. Vierzig, fünfzig mochte sie sein.

Er legte grüßend die Hand an den Helmrand. »Guten Abend, Madam«, sagte er höflich. »So allein bei diesem Wetter unterwegs? Kann ich etwas für Sie tun?«

Die Frau regte sich nicht. Ihre Augen brannten dunkel in dem konturlosen Gesicht. Sie sagte auch nichts, als sich der Constable vorneigte und sie an der Schulter faßte.

Cunning drehte die Frau so, daß das Licht in ihr Gesicht schien. Er war davon überzeugt, es mit einer Betrunkenen oder Süchtigen zu tun zu haben. Warum sonst sollte sie sich so seltsam benehmen?

In diesem Moment kam Leben in die Unbekannte. Sie richtete sich hoch auf.

Cunning erschrak, als er wilden Triumph und bodenlosen Haß in dem blassen Gesicht sah.

»Zargos!« schrie die Frau gellend. »Zargos!«

Ihre Hand tauchte unter dem Mantel auf. Ehe der Polizist begriff, was hier vor sich ging, blitzte ein langes Küchenmesser in der Hand der Frau.

»Zargos!« schrie sie noch einmal.

Die Klinge fuhr durch die Luft und senkte sich mit tödlicher Sicherheit in das entsetzte Opfer.

George Cunning bäumte sich auf. Er taumelte zurück.

Die Finger der Frau glitten von dem Messergriff ab. Sie stand wieder wie eine Statue und sah ausdruckslos zu, wie der Polizist zusammenbrach.

Der Mord war nicht unbemerkt geblieben. Rufe erklangen. Türen und Fenster flogen auf. Ein junger Mann stürmte ins Freie. Andere folgten.

Die Frau erwachte aus ihrer Erstarrung. Mit wild funkelnden Augen sah sie sich nach allen Seiten um und merkte, daß sie eingekreist wurde.

Sie wirbelte herum und ergriff die Flucht.

Der junge Mann aber entdeckte den zusammengebrochenen Polizisten, riß Schlüssel aus seiner Jackentasche und sprintete zu seinem am Straßenrand abgestellten Wagen.

Sekunden später heulte der Motor auf. Die Scheinwerfer flammten auf, der Wagen scherte aus der Parklücke aus.

Die Mörderin floh mitten auf der Straße. Als sie den Wagen hinter sich hörte, drehte sie sich gehetzt um. Der junge Mann hämmerte die Faust auf die Hupe, daß der Ton trotz des dämpfenden Nebels schaurig durch die Nacht gellte.

Die Mörderin schrie auf. Der Ton der Hupe versetzte sie in panisches Entsetzen.

Ohne auf ihre Umgebung zu achten, rannte sie keuchend weiter, erreichte die London Road und taumelte unkontrolliert weiter.

Zu spät sah sie die Lichter des heranrollenden Busses. Zu spät riß sie die Arme hoch und wollte ausweichen.

Ein dumpfer Aufprall.

Kreischen der Bremsen, Schreckensschreie der Augenzeugen…

Dann herrschte sekundenlang tödliche Stille auf der Kreuzung der London Road mit der Marsh Lane.

Der Tod hatte reiche Ernte gehalten.

***

Der Taxifahrer grinste bösartig.

»Zargos!« schrie er.

Ich stand ohne Deckung da.

Er schoß!

Sein Revolver spuckte tödliches Blei.

Ich setzte alles auf eine Karte und hechtete vorwärts, tauchte unter dem Schuß hinweg und fühlte den Luftzug der Kugel, die beinahe einen Scheitel auf meinem Kopf zog.

Ein zweiter Schuß krachte, doch diese Kugel zischte in den Nachthimmel über London, weil ich im selben Moment gegen die Beine des Fahrers prallte und ihn zu Boden riß.

Meine Beretta flog hoch, knallte gegen sein Handgelenk und schlug ihm den Revolver aus der Hand. Die Waffe des Angreifers flog in hohem Bogen durch die Luft und knallte scheppernd gegen das demolierte Taxi.

Noch immer gab sich der Fahrer nicht geschlagen. Mit einem Wutschrei rollte er den Fall ab und trat nach mir. Sein Schuh traf meine verletzte Schulter, daß ich einen Schrei ausstieß.

Im nächsten Moment war er über mir, ließ sich fallen und krallte seine Finger um meinen Hals.

Mit seinem vollen Gewicht lag er auf mir und klemmte mir unglücklicherweise den rechten Arm mit der Beretta ein. Hätte ich abgedrückt, hätte ich mir selbst ins Bein geschossen.

Ich wollte mit der linken Hand zuschlagen, doch sie gehorchte mir nicht. Die Luft wurde knapp. Vor meinen Augen tanzten bereits rote Sterne. In meinen Ohren rauschte und sauste es.

»Zargos!« zischte der Mann. Heiß strich sein Atem über mein Gesicht.

Und wieder erscholl in den Bäumen über uns das schauerliche Lachen, das nur von einem Dämon stammen konnte.

Doch gerade dieses Lachen verlieh mir die Kräfte, die ich brauchte, um mich von meinem Mörder zu befreien. Ruckartig zog ich die Beine an, hob ihn mit den Knien hoch und riß den rechten Arm unter ihm hervor.

Maßlose Wut über den heimtückischen Schwarzblütler, der einen Menschen für sich kämpfen ließ, mobilisierte alle meine Reserven.

Ich schlug zu, vorsichtig dosiert, um den Mann nicht ernstlich zu verletzen, aber stark genug, daß sich der mörderische Griff an meinem Hals lockerte, seine Finger erschlafften und er von mir herunter rollte.

Diesmal wartete ich nicht ab, bis er wieder zu sich kam, sondern löste seine Krawatte und band damit seine Hände auf dem Rücken zusammen. Diesen Knoten bekam er nicht so schnell auf, auch nicht mit Hilfe des Dämons, der in Gestalt eines Fahrgastes in dem Taxi gesessen hatte.

Schwer atmend stand ich auf und rieb meinen schmerzenden Hals. Die kalte Nachtluft brannte wie Feuer in meinen Lungen. Dabei ließ ich den Ohnmächtigen nicht aus den Augen. Die Krawatte war nur eine provisorische Fessel, aber auf diesen Gang hatte ich keine Handschellen mitgenommen. Wie hätte ich auch ahnen sollen, daß ich den Gehilfen eines Dämons verhaften mußte?

Etwas steifbeinig ging ich zu dem Taxi und schlenkerte dabei prüfend meinen linken Arm. Zu meiner Erleichterung war schon wieder einigermaßen Gefühl in der Hand, und ich konnte die Finger bewegen.

Schien nichts gebrochen zu sein.

Über das noch funktionierende Funkgerät forderte ich die Polizei an, und meine uniformierten Kollegen waren fünf Minuten später zur Stelle.

Hinter den zwei Streifenwagen kam eine Ambulanz.

Ich klapperte zu diesem Zeitpunkt bereits mit den Zähnen. Meine Kleider hatten sich mit Nässe vollgesogen. Die Polizisten gaben mir eine warme Decke. Einer von ihnen bot mir einen Schluck heißen Tee aus der Thermosflasche an. Ich nahm ihn dankbar entgegen.

»Ich benötige Ihr Funkgerät«, sagte ich und setzte mich in den Streifenwagen, rief den Yard an und setzte meine Anfrage ab. »Zargos! Stellt fest, Kollegen, wer oder was das sein könnte.«

Dank der modernen Computertechnik hatte ich die Antwort bereits fünf Minuten später. Das Wort oder der Name Zargos war beim Yard unbekannt.

Als ich aus dem Streifenwagen stieg, hoben Sanitäter soeben die Trage mit dem Taxifahrer in die Ambulanz. Ich durchsuchte noch rasch seine Taschen, fand jedoch außer einem Ausweis und einem Waffenschein für seinen Revolver nichts. Es gab keine sichtbaren Verbindungen zu Dämonen und Schwarzer Magie.

Ich warnte die Sanitäter, ehe sie den Mann wegbrachten. Zwei Polizisten fuhren mit. Ihnen schärfte ich besonders ein, auf den Gefangenen zu achten und auch mit völlig unmotivierten und scheinbar verrückten Angriffen zu rechnen.

Das Taxi wurde beschlagnahmt. Kollegen brachten es zum Yard.

Auch der Revolver sollte untersucht werden.

Für mich waren diese Dinge unwichtig. Ich mußte herausfinden, warum der Fahrer mich angegriffen hatte. Er hieß Randolph Lavender und war siebenundvierzig Jahre alt. Ich hatte seinen Ausweis an mich genommen.

Vor allem mußte ich diesen rätselhaften weißhaarigen Fahrgast finden und das Geheimnis um Zargos enthüllen. Was immer Zargos auch war, es stand in einem engen Zusammenhang mit dem Mordanschlag auf mich.

Eine weitere Anfrage beim Yard ergab, daß nichts gegen Randolph Lavender vorlag. Ich sprach auch mit der Taxizentrale und erfuhr, daß Lavender einen ausgezeichneten Ruf als zuverlässiger Fahrer hatte.

Um so schleierhafter war dieser Mordanschlag.

»Und jetzt, Sir?« erkundigte sich der Fahrer des Streifenwagens.

»Sollen wir Sie in den Yard fahren?«

Ich zog mit spitzen Fingern meine Kleider ein Stück von der Brust weg. »Mit diesen nassen Klamotten? Sie wollen wohl, daß ich mir noch nachträglich den Tod hole! Fahren Sie mich bitte nach Hause!«

Das taten sie dann auch. Eben als sie mich vor dem Apartmenthaus absetzten, hielt ein Taxi. Suko und Shao stiegen aus. Mein Freund und Kampfgefährte und seine aus Hongkong stammende Freundin staunten nicht schlecht, als sie mich naß wie eine ins Wasser gefallene Katze vor sich erblickten.

»Was hast du denn angestellt, John?« rief Suko kopfschüttelnd. »Du siehst aus, als hättest du dich geprügelt.«

»Du wirst es nicht glauben, aber ich *habe* mich geprügelt«, erwiderte ich und nickte Shao zu, die sogar in dem warmen Mantel zierlich wirkte.

»Ich wollte dich mitnehmen, aber du warst natürlich nicht zu Hause.«

»Wir waren im Kino«, erwiderte Shao, während ich den Polizisten dankend zuwinkte und Suko die Haustür aufschloß. »Anschließend haben wir eine Kleinigkeit gegessen.«

»Was ist denn passiert?« erkundigte sich Suko auf dem Weg zu den Fahrstühlen. »Sag schon!«

»Man hat mich in eine Falle gelockt!« erklärte ich und gab in Stichworten einen Überblick. »Sagt dir der Name Zargos etwas?«

Suko dachte nicht lange nach. »Nein«, meinte er. »Nie gehört. Sollte ich?«

»Es wäre mir lieber«, sagte ich grinsend.

»Wie war der Name?« erkundigte sich Shao. Ihre Mandelaugen ruhten gespannt auf mir.

»Zargos«, wiederholte ich. »Der Mann schrie diesen Namen und wollte mich erschießen. Zargos scheint also nichts Freundliches zu sein.«

»Was machst du denn für ein Gesicht?« fragte Suko seine Freundin. »So schlimm war der Film doch auch nicht.«

Sie schüttelte den Kopf, daß ihre Haare flogen. »Es ist nicht der Film. Aber ich habe schon von Zargos gehört.«

»Was?« riefen Suko und ich wie aus einem Mund.

Im selben Moment hielt der Fahrstuhl auf unserer Etage. Daher verschoben wir das Gespräch. Auf ein paar Minuten kam es jetzt nicht mehr an.

»Ich springe nur schnell unter die Dusche«, sagte ich zu meinen Freunden. »Kommt in zehn Minuten zu mir, ja?«

»Du kannst auch zu uns kommen«, meinte mein chinesischer Freund.

Doch ich wehrte ab. »Wenn der Yard etwas von mir will, versuchen sie es zuerst auf meiner Leitung. Deine Telefonnummer ist zwar auch bekannt, Suko, aber ich möchte schnell erreichbar sein.«

»Gut, wir kommen«, versprach er.

Obwohl ich gespannt war, was Shao wußte, riß ich mir erst einmal die nassen Klamotten vom Leib, warf sie in eine Ecke, legte trockene Sachen zurecht und nahm ein kurzes aber sehr heißes Duschbad.

Hinterher fühlte ich mich gleich wohler. Meine Schulter war auch fast wieder in Ordnung.

Es klingelte, als ich mich soeben abtrocknete. Hastig schlüpfte ich in meinen Bademantel und öffnete. Suko und Shao hatten sich umgezogen und trugen weiche seidene Hausanzüge, die mit chinesischen Drachenfiguren und Symbolen bestickt waren.

»Bedient euch«, sagte ich und deutete auf meine Hausbar, die auch nichtalkoholische Getränke für Suko enthielt. Mein Freund rührte Alkohol nur zu ganz besonderen Gelegenheiten an.

»Shao ist herzlos«, eröffnete mir Suko. »Ich habe sie gefragt, aber sie wollte mir nichts sagen.«

»Ich will es euch beiden erzählen.« Shao lächelte, aber sie war sichtlich nervös. Noch konnte ich keine Erklärung dafür finden. »Mach dir allerdings keine zu großen Hoffnungen, John. Ich würde dich sonst enttäuschen.«

»Wenig ist mehr als nichts«, gab ich von mir und setzte mich. »Also, was ist nun?«

»Ich weiß tatsächlich nicht viel«, sagte sie und strich den Hausanzug über ihren Beinen glatt. »In Hongkong, meiner Heimat, war Zargos unbekannt. Aber in dieser Stadt hatten wir viele Landsleute, die aus der Volksrepublik geflohen oder ausgewandert waren.«

»Das wissen wir doch alles, Darling!« rief Suko ungeduldig.

»Laß sie erst einmal aussprechen«, fuhr ich meinem Freund in die Parade. »Oder hast du sonst so wenig zu reden, daß du froh bist, endlich etwas sagen zu dürfen?«

Während Suko grinste, blieb Shao ernst.

»Ich kann mich an eine Gruppe von ungefähr fünfzig Einwanderern aus einer der nordöstlichen Provinzen Rotchinas erinnern«, fuhr sie fort.

»Ich hatte ein paar Wochen lang mit diesen Leuten zu tun, aber ich weiß nicht mehr, wie die Provinz hieß. Diese Menschen hatten großen Respekt und noch größere Angst vor einem Dämon. Sie nannten ihn zwar Gott und gaben vor, ihn zu verehren, aber in Wirklichkeit wollten sie ihm nur schmeicheln und ihn gnädig stimmen. Dieser falsche Gott hieß Zargos.«

Suko machte ein skeptisches Gesicht. »Es kann sich um eine zufällige Namensgleichheit handeln«, wandte er ein. »Immerhin sind wir hier in London und nicht in Hongkong und schon gar nicht in Rotchina.«

»Das stimmt schon«, gab ich zu. »Andererseits klingt Zargos gar nicht chinesisch. Oder täusche ich mich da, Shao?«

»Du hast recht, John«, stimmte sie mir zu. »Als ich die Leute fragte, woher dieser Name stamme, zuckten sie nur die Schultern.«

»Na bitte!« rief ich und griff nach meinen Zigaretten. Ich erinnerte mich an meinen Vorsatz, weniger zu rauchen, doch das war eine Gelegenheit, bei der ich eine Zigarette brauchte… redete ich mir wenigstens ein. Man hatte versucht, mich zu ermorden. Wenn das kein Grund war!

»Welche speziellen Eigenschaften soll dieser Zargos denn haben?« fragte Suko, der noch immer nicht überzeugt schien. Er nippte an einem Tomatensaft, den er sich selbst eingegossen hatte. Shao hatte ein Bitter Lemon gewählt, während ich Orangensaft trank.

»Die Verehrer des angeblichen Gottes sprachen von seinen tausend Gesichtern«, antwortete Shao. »Deshalb hatten sie ja solche Angst vor ihm, weil sie meinten, er könnte jederzeit unter ihnen erscheinen, ohne daß sie ihn erkennen würden. Ein Meister der Tarnung, sagten sie.«

»Interessant«, meinte ich. »Ist das alles?«

»Ja… das heißt, nein!« rief die hübsche Chinesin hastig. »Da ist noch etwas. Zargos kann nicht töten. Ich meine, nicht aus eigener Kraft. Aber er kann den Menschen auf andere Weise schaden.«

Suko und ich sahen uns betroffen an. Wir wußten, welche Möglichkeiten Dämonen zur Verfügung standen, um die Menschen zu peinigen. Oftmals wurden Rivalitäten zwischen einzelnen mächtigen Dämonen nicht im Schattenreich, sondern hier auf der Erde ausgetragen.

Und die Dämonen kämpften nicht selbst gegeneinander, sondern versuchten, Menschen für ihre Ziele einzuspannen. Solche Fälle hatten Suko und ich schon mehrfach in der Vergangenheit gehabt.

»Na gut, Freunde«, meinte ich und versuchte ein zuversichtliches Grinsen. »Dann haben wir bis jetzt einen Mordanschlag auf mich und

einen Dämon namens Zargos.«

»Und einen verletzten Taxifahrer, der dich ohne erkennbaren Grund angegriffen hat«, fügte Suko hinzu.

»Richtig, um den werde ich mich später kümmern. Erst einmal sollten wir alle eine Runde schlafen. Das freie Wochenende ist ohnehin im Eimer. Am morgigen Sonntag wird es heiß hergehen, wie ich meine ›Freunde‹ aus dem Dämonenreich kenne.«

Suko lächelte zu meinem bitteren Scherz nur ganz wenig, und Shao verzog keine Miene. Ihr saßen noch die Schrecken der letzten Fälle tief in den Knochen.

Aber so ist das eben, Freunde. Wenn man Tag für Tag mit dem Grauen zu tun hat, mit der Bedrohung durch mächtige Geister und Dämonen und durch Ungeheuer, die aus dem tiefsten Schattenreich stammen, muß man sich durch solche Sprüche Luft machen. Suko und ich gerieten auch nicht mehr so leicht aus der Fassung, wenn wir wieder einmal mit einem Dämon zusammenprallten. Das war unsere Stärke, denn wir behielten im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen einen kühlen Kopf.

»Okay, schlafen wir uns aus, John«, stimmte mir mein chinesischer Freund zu und stemmte sich aus seinem Sessel hoch, ein Kerl aus Muskeln und Sehnen mit einer sagenhaften Reaktionsfähigkeit und Reflexen, die jeden anderen vor Neid erblassen ließen. Er streckte Shao die Hand entgegen, doch sie blieb sitzen, als das Telefon klingelte.

Suko runzelte die Stirn. »Um diese Zeit?« meinte er. »Mitternacht.«

Ich meldete mich mit gemischten Gefühlen. So hatte es begonnen, als man mich vor wenigen Stunden in die Falle gelockt hatte.

»Sie haben sich bei mir nach Zargos erkundigt, Sir«, sagte eine Stimme, die mir bekannt vorkam. Dennoch schaltete ich nicht sofort und fragte nach dem Namen.

»Conners, Funkzentrale, Scotland Yard, Sir!« meldete der Mann zackig.

Ich atmete auf. »Jetzt erinnere ich mich. Ja, haben Sie etwas über Zargos herausgefunden?«

Suko spitzte die Ohren. Shao ließ mich nicht mehr aus den Augen.

»Das nicht, Sir«, erwiderte der Beamte in der Zentrale, »aber dieses Wort ist wieder aufgetaucht.« Seine Stimme klang belegt. »In Stanmore draußen wurde um 22.07 Uhr George Cunning ermordet. Streifenpolizist.«

Ich stieß zischend die Luft aus. Bestimmt wurde ich blaß im Gesicht, da Suko und Shao mich erschrocken musterten.

Damit mich niemand mißversteht! Jeder Mensch ist für mich gleich viel wert, ganz egal, welche Hautfarbe, Alter, Rasse, Religion oder Beruf er hat. Aber so ergeht es wahrscheinlich allen Polizisten rund

um den Erdball. Wenn einer von ihnen ermordet wird, fährt es ihnen besonders tief unter die Haut. Wahrscheinlich, weil es sie zu deutlich daran erinnert, daß es auch sie selbst hätte erwischen können und daß sie nun einmal einen höllisch gefährlichen Beruf haben.

Mir zumindest erging es so. Ich fühlte ein unangenehmes Kribbeln auf der Kopfhaut. Was hatte ein Londoner Polizist mit Zargos zu tun?

»Der Mörder ist gestellt«, fuhr der Kollege in der Zentrale fort.

»Genaugenommen ist es eine Mörderin, und sie ist tot. Mehr weiß ich im Moment auch nicht, Sir. Aber Augenzeugen wollen gehört haben, daß die Frau mehrmals Zargos rief.«

Ich ließ mir genau durchgeben, wo der Mord passiert war. Der Kollege in der Zentrale versicherte, daß noch jemand dort sein würde, und ich bat darum, die, Leichen nicht wegzuschaffen. Immerhin waren schon zwei Stunden oder sogar mehr vergangen, seit sich das Verbrechen ereignet hatte.

»Wie ich euch kenne, wird es nichts mit Schlaf«, meinte Shao seufzend, während sie nun ebenfalls aufstand. »Seid vorsichtig!«

Sie meinte damit auch mich, sah jedoch Suko an.

»In fünf Minuten«, sagte ich zu meinem Freund, »okay?«

Er nickte, und ich bereitete mich auf den Einsatz vor. So ganz unbewaffnet war ich ja nie, doch wie sich die Dinge entwickelten, schien dieser Zargos in London sein Unwesen zu treiben und Menschen zum Töten zu zwingen. In meinem Fall hatte es nicht geklappt, bei dem uniformierten Kollegen draußen in Stanmore leider doch.

Es würde für mich wahrscheinlich sehr viel gesünder sein, in der nächsten Zeit mit weit offenen Augen durch die Gegend zu laufen und stets mit schlimmen Überraschungen zu rechnen.

***

Suko überraschte mich, als wir am Fahrstuhl zusammentrafen. Er hatte sich in der kurzen Zeit umgezogen und trug jetzt seine schwarze Lederkluft.

»Verwechselst du nicht den Bentley mit einer Harley Davidson?« fragte ich mit einem knappen Grinsen.

Wir betraten die Aufzugskabine, die soeben auf unserer Etage hielt.

»Ich fahre mit dem Motorrad«, erwiderte mein chinesischer Freund.

»Das ist sinnvoller. Du siehst dir die Leiche deines Kollegen an, John, und ich versuche, mit dem Taxifahrer im Krankenhaus zu sprechen.«

Ich brauchte nicht lange zu überlegen. »Gute Idee«, stimmte ich zu.

»Auf diese Weise sparen wir Zeit.«

Wir trennten uns. Suko fuhr zu dem Hospital in der Marloes Street, das nicht weit vom Hyde Park entfernt war. Und ich steuerte meinen Bentley in den nordöstlichen Vorort Stanmore. Es war eine verzweifelt

lange Fahrt, obwohl es so gut wie keinen Verkehr gab. Dafür war der Nebel so dicht, daß die Scheinwerfer vor meinem Wagen eine weiß leuchtende Wand entstehen ließen.

Stanmore bestand fast nur aus Grünflächen. Von einer Millionenstadt merkte man hier draußen nichts. Dieser Stadtteil hatte seinen dörflichen Charakter bewahrt.

Ich kam auf die London Road und sah schon von weitem die roten Warnleuchten, die von der Polizei aufgestellt worden waren. Am Straßenrand drehten sich Lichter auf den Dächern von zwei Einsatzwagen. Wie Geisterfinger stachen sie in den Nebel und huschten über die Wände der ebenerdigen oder höchstens einstöckigen Häuser.

Ich fuhr den Bentley zur Seite und stieg aus. Die feuchte Luft legte sich unangenehm stickig auf meine Lungen.

Die Mordkommission war bereits abgerückt. Die beiden Toten hatten sie allerdings liegen lassen. Sie waren mit Decken verhüllt.

Ein Polizist mit einem verkniffenen Gesicht kam auf mich zu. Die feinen Wassertropfen des Nieselregens schimmerten auf seiner Haut.

Sein Uniformmantel war an den Schultern durchnäßt.

»Sir, hier ist George Cunning«, sagte er, nachdem ich ihm meinen Ausweis gezeigt hatte, da er mich nicht kannte. »Die Frau hat ihn erstochen.«

»Erkennbares Motiv?« erkundigte ich mich, während ich mir die Leiche des Polizisten ansah. Obwohl die Mordkommission bestimmt alles durchsucht hatte, griff ich noch einmal in seine Taschen.

»Kein Motiv.« Der Polizist zuckte die Schultern. »George, ich meine, Mr. Cunning war bei allen seinen Kollegen beliebt, glücklich verheiratet und nicht in finanziellen Schwierigkeiten, ich habe ihn gut gekannt.«

Ich stand auf und sah, daß der Mann um Fassung rang. »Tut mir aufrichtig leid«, murmelte ich und ging zu der zweiten verdeckten Gestalt hinüber. »Und was ist mit ihr?« fragte ich, während ich die Decke hochhob.

Ich blickte auf eine einfach gekleidete Frau mit einem durchschnittlichen Gesicht, eine Hausfrau, wie es sie zu Tausenden in London gab. Sie trug unter ihrem Mantel eine Schürze, als wäre sie direkt von ihrem Herd zu dem Mord gegangen.

»Name: Helen Serapho«, las der Polizist aus seinem Notizbuch vor.

»Sie wohnt in Selhurst.«

»Aber das ist doch ganz im Süden, am anderen Ende der Stadt!« rief ich überrascht. »Wie kommt sie dann hierher?«

Darauf erhielt ich keine Antwort, weil niemand eine wußte. Der Polizist zählte statt dessen auf, welche Gegenstände sich in den Taschen der Mörderin befunden hatten.

Es war nichts Ungewöhnliches darunter, kein Hinweis auf Schwarze Magie.

»Sie hat sich sogar neue Schuhe für den Mord angezogen«, meinte ein anderer Polizist. Er nieste kräftig. »Ich glaube, die Frau war verrückt.«

»Und wie war das mit Zargos?« fragte ich meine uniformierten Kollegen.

»Wir waren die ersten, Sir«, berichtete der Mann. »Wir haben den Verkehr umgeleitet und die Augenzeugen festgehalten, bis die Mordkommission kam. Zeugen gibt es nur in der Umgebung. Und den Busfahrer. Alle bis auf ihn haben gehört, wie Mrs. Serapho ein paarmal Zargos gerufen hat.«

»Sie haben den Namen nicht zufällig in der letzten Zeit einmal gehört?« fragte ich sicherheitshalber, doch alle Polizisten, die um mich und die Leiche der Frau herumstanden, schüttelten den Kopf. Es hätte ja sein können. »Sie sagten vorhin, Ihr Kollege wäre glücklich verheiratet gewesen. Weiß es seine Frau schon?«

Der Polizist nickte und schluckte heftig. »Sie brach zusammen. Ein Glück, daß sie bei Nachbarn war, die sie sofort trösten konnten.«

»Bei Nachbarn?« fragte ich.

Er erzählte eine Geschichte, wonach sich Mrs. Cunning in ihrem Haus gefürchtet hatte und deshalb bei Nachbarn schlafen wollte. Warum auch nicht, aber ein wenig merkwürdig kam es mir schon vor. Eine Polizistenfrau fürchtete sich nachts wohl kaum. Sie war an den Dienstplan ihres Mannes gewöhnt und hatte oft genug Gelegenheit gehabt, sich an einsame Nächte zu gewöhnen.

Ich bekam die Adresse der jungen Witwe. Die Untersuchung dieses Mordes lag nicht bei mir. Ich wollte ihn auch gar nicht an mich ziehen.

Vielmehr interessierte mich, welcher Zusammenhang zwischen dem Mord an dem Polizisten und Zargos, dem in China verehrten Dämon, bestand.

Bevor ich mich auf den Heimweg machte, fuhr ich bei dem Haus des Polizisten vorbei. Keine Ahnung, ob es eine innere Stimme war oder nur der Umstand, daß ich nicht mit leeren Händen heimkommen wollte, wenn ich schon eine so weite Fahrt mitten in der Nacht unternommen hatte. Jedenfalls stellte ich den Bentley in der stillen Vorortstraße ab und stieg aus.

Der Regen hatte inzwischen aufgehört. Der Nebel war noch immer so dicht.

Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich auszumalen, welche Sensation in einer solchen Straße ein Mord war. Jeder kannte jeden, und in den nächsten Tagen und Wochen gab es bestimmt nur dieses eine Thema unter den Nachbarn.

Trotzdem war jetzt niemand mehr wach. Ich sah zumindest hinter

keinem Fenster Licht brennen.

Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, daß ich auch Mrs. Cunning nicht mehr sprechen konnte. Es war zwei Uhr nachts. Eine unmögliche Zeit für einen Besuch. Vermutlich hatte sie Beruhigungsmittel erhalten und sich hingelegt. Ich durfte sie nicht stören.

Schon wollte ich mich abwenden und zu meinem Bentley zurückgehen, als helles Lachen an meine Ohren drang. Ich war mir meiner Sache nicht ganz sicher, lauschte mit angehaltenem Atem und hörte es noch einmal.

Eine Frau lachte – übermütig, fröhlich.

Jetzt strengte ich meine Augen an und entdeckte, daß im Haus der Cunnings doch Licht brannte. Jemand hatte die Jalousien heruntergelassen, so daß kein Schimmer nach draußen drang. Nur zwei Lamellen schlossen nicht hundertprozentig.

Der Spalt in der Jalousie zog mich magnetisch an. Auf Zehenspitzen lief ich durch den Vorgarten und achtete darauf, gegen keinen Blumentopf zu stoßen und auf keine herumliegende Harke zu treten.

Geräuschlos erreichte ich das Fenster, stellte mich auf das Gitter eines Kellerfensters und schob mich hoch, bis der Spalt in der Jalousie in Augenhöhe war.

Richtig, ich sah das Wohnzimmer des Cunningschen Hauses.

Und ich sah eine mehr als leicht bekleidete, bildschöne junge Frau, die in den Armen eines schwarzhaarigen Mannes lag, der nur eine Hose trug. Beide hielten Sektgläser in den Händen, wiegten sich zu Musik aus dem Radio und tauschten leidenschaftliche Küsse.

Ich konnte mir schwer vorstellen, daß sich in diesem Haus eine andere Frau als Mrs. Cunning aufhielt. Wenn sie es aber war, sah sie nicht wie eine trauernde Witwe aus. Zumindest nicht so, wie ich mir eine trauernde Witwe vorstellte!

Das mußte ich mir näher ansehen.

Ich probierte mein Glück an der Vordertür, doch die war abgeschlossen. Die Hintertür hingegen ließ sich lautlos öffnen. Ich huschte in die Küche, erreichte die Diele und blieb vor der Wohnzimmertür stehen.

Von drinnen hörte ich Lachen, Gläserklingen, einschmeichelnde Melodien und Klirren.

»Du bist heute wieder leidenschaftlich!« rief die Frau. »Jetzt hast du sogar mein Glas kaputt gemacht!«

Ich konnte nicht verstehen, was der Mann antwortete, doch ihr nächster Satz brachte Licht in die Angelegenheit.

»Nicht so stürmisch, Darling! Jetzt, wo mein Mann uns nicht mehr stört, haben wir immer Zeit füreinander! Und daß er uns nicht mehr stört, dafür habe ich gesorgt!«

Das genügte.

Mit einem harten Ruck stieß ich die Tür auf und trat ein.

***

Normalerweise genoß es Suko, auf seiner Harley Davidson zu fahren.

In dieser Nacht jedoch war mit Genuß nicht viel zu machen. Der Nebel war so dicht, daß er die schwere Maschine nur im niedrigen Gang rollen lassen konnte, wollte er nicht an der nächsten Hauswand landen.

Er erreichte das Krankenhaus in der Marloes Road in einer negativen Rekordzeit, das heißt, er hatte noch nie so lange für eine so kurze Strecke gebraucht. Das Motorrad stellte er auf den Parkplatz, nahm den Sturzhelm ab und stapfte auf den Eingang zu.

Die farbige Schwester an der Aufnahme riß die Augen auf, als Suko eintrat. Ängstlich verkroch sie sich tiefer in ihrem Stuhl. Wahrscheinlich hielt sie Suko für einen jener Rocker, die gelegentlich nachts über Pförtner oder andere allein arbeitende Menschen herfielen, um sie zu terrorisieren. Erst als er ihr beruhigend zulächelte, entspannte sie sich ein wenig.

Er erklärte der Schwester, wer er war und worum es ging. Sie hielt bei den Polizisten, die vor dem Krankenzimmer Wache schoben, Rückfrage und bekam die Bestätigung, daß Suko nach oben durfte.

Ehe er sich auf den Weg machte, fiel sein Blick auf eine sehr hübsche Goldkette am Hals der Schwester. Es handelte sich dabei offenbar um Modeschmuck, zusammengesetzt aus einzelnen zylindrischen Gliedern, abwechselnd Weiß-, Gelb- und Rotgoldimitation. Suko dachte noch, daß er Shao eine solche Kette schenken könnte. Auf dem Weg zum Aufzug nahm er sich vor, die Schwester danach zu fragen, woher die Kette stammte. Sie war bestimmt noch hier, wenn er wieder herunterkam.

Da sich die Türen des Aufzugs sehr schnell schlossen, sah er nicht mehr, wie die Krankenschwester hinter dem Pult der Aufnahme hervorglitt, nachdem sie aus einem Schubfach ein Skalpell genommen hatte. Er wußte auch nicht, daß dieses Skalpell dort lag, damit sich die Nachtdienstler schützen konnten, wenn es wirklich einmal Schwierigkeiten mit einem randalierenden Eindringling gab.

Völlig ahnungslos verließ Suko den Aufzug und nickte den Polizisten zu. Sie schienen ihn zu kennen, da sie ihn anstandslos passieren ließen.

Er betrat das Krankenzimmer, in dem nur ein Bett stand. Der Taxifahrer schlief nicht. Im Schein einer stark gedämpften Wandlampe betrachtete er Suko.

»Wer sind Sie?« fragte er und drückte sich ängstlich in die Kissen.

»Ein guter Freund des Mannes, den Sie heute umbringen wollten«, erwiderte Suko.

Die Augen des Mannes wurden groß. »Umbringen? Spinnen Sie?«
Suko zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. »Nein, Mr. Lavender, ich spinne nicht! Wie geht es Ihnen übrigens? Wurden Sie ernstlich verletzt?«
Randolph Lavender schüttelte verwirrt den Kopf. Er wurde aus dem Verhalten des Chinesen nicht schlau. »Na, es geht. Leichte Gehirnerschütterung, haben die Ärzte gesagt. Und ein paar Prellungen. Verdammt, Mann…«
»Suko, ich heiße Suko.«
»Verdammt, ich will endlich wissen, was los ist! Wer sind Sie?«
Suko ging zur Tür und zog sie auf. Als Lavender die beiden Uniformierten erblickte, weiteten sich seine Augen.
»Sagen Sie ihm, wer ich bin«, forderte Suko den älteren Polizisten auf.
»Mr. Suko arbeitet für Scotland Yard«, bestätigte dieser.
»Danke!« Suko schloß die Tür und kam zurück ans Bett. »Also?«
»Das… das… ist… unglaublich!« rief Lavender. »Warum stehen da draußen Polizisten? Ich dachte, ich hätte einen Unfall gehabt! Polizei? Und Scotland Yard? Was ist passiert? Jetzt verstehe ich, warum das Personal nichts gesagt hat. Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen.«
Suko war inzwischen zu der Überzeugung gekommen, daß Lavender sich wirklich an nichts erinnerte. So schauspielern konnte der Mann bestimmt nicht.
»Was haben Sie im Hyde Park gemacht?« fragte er trotzdem. »Und wer fuhr in Ihrem Taxi?«
»Himmel, das Taxi!« Lavender richtete sich kerzengerade im Bett auf, fiel jedoch stöhnend wieder zurück. »Was ist mit meinem Wagen? War es ein Autounfall? Wieso haben Sie von Mord gesprochen?«
Suko holte sich bei Lavender die Erlaubnis, seine Sachen durchsehen zu dürfen. Die Kleider hingen mitsamt dem Inhalt der Taschen auf ausdrücklichen Wunsch der Polizei hier im Schrank.
Während der Untersuchung erklärte Suko dem Mann in groben Zügen, was wirklich geschehen war. Dabei erwähnte er allerdings weder den Dämon noch seinen Verdacht, daß Zargos den Fahrer zu dem Mordanschlag gezwungen hatte.
Stöhnend drehte sich Lavender auf die Seite und sah Suko mit großen, verstörten Augen an. Durch den Kopfverband wirkte sein Gesicht kleiner und die Augen unnatürlich groß.
»Ich muß verrückt gewesen sein!« rief er verzweifelt. »Mr. Suko, das ist alles so absurd! Ich kenne keinen Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard! Und ich habe nichts gegen die Polizei. Ich habe mich noch nie geprügelt, nicht einmal, als mir vor einem halben Jahr ein Betrunkener hundert Pfund weggenommen hat. Ich habe ihn lieber laufen lassen, als daß ich mich geschlagen hätte.«

»Z? Was bedeutet Z?« fragte Suko.
»Ich verstehe nicht«, murmelte der Fahrer erschöpft.
»Hier! Sie haben einen ledernen Schlüsselanhänger. Rotes Leder mit einem goldenen Z. Sie heißen Randolph Lavender, der Buchstabe Z kommt in Ihrem Namen überhaupt nicht vor.«
»Ach so, das.« Lavender war enttäuscht. »Ich dachte schon, Sie hätten, einen Hinweis gefunden, eine Erklärung. Den Schlüsselanhänger habe ich bei einem Versandhaus bestellt. Bei denen sind alle Sachen mit einem Z signiert. Das ist die spezielle Note dieser Leute. Ich glaube, ich habe irgendwo noch den Katalog… ach ja, im Taxi.«
Suko steckte den Schlüsselanhänger gemeinsam mit allen anderen Sachen in die Taschen zurück. Er kam an das Bett des Fahrers und beugte sich über ihn. Mit einem ruhigen aber festen Blick sah er Lavender in die Augen.
»Mister«, sagte Suko leise. »Wenn Sie in Schwierigkeiten sind, sagen Sie es mir. Wenn sie unschuldig sind, werden wir das herausfinden. Aber wenn Sie schuldig sind, wird die Zukunft für Sie nicht rosig! Haben Sie mich verstanden?«
Lavender nickte. Er wirkte auf einmal sehr müde. »Ich wollte nichts Böses tun, glauben Sie mir«, murmelte er.
Suko ging zur Tür, drehte sich noch einmal um und schleuderte den Namen Lavender entgegen.
»Zargos!«
Der Taxifahrer runzelte nur die Stirn und sah Suko so verwundert an, daß dieser aufgab, das Krankenzimmer verließ und zu den Fahrstühlen zurückkehrte.
Die Kabine kam auf Knopfdruck von oben herunter und hielt mit einem leisen Klingelton. Die Türen öffneten sich. Suko trat einen Schritt vor und stockte, als er sich sieben Krankenschwestern gegenüber sah. Er meinte, es wäre irgendein dringender Notfall. Deshalb wollte er auf eine freie Kabine warten.
Die Frauen wichen jedoch nach links und rechts aus und machten ihm so offensichtlich Platz, daß er der Aufforderung nicht widerstehen konnte.
Er betrat die Aufzugskabine, die Türen schlossen sich.
Ein leichter Ruck. Die Kabine schwebte nach unten.
Aber nicht weit, denn schon zwei Etagen tiefer griff eine rothaarige Krankenschwester an das Schaltbrett. Ein Knopfdruck, und der Aufzug hielt mit einem harten Ruck.
Erst jetzt wurde Suko mißtrauisch, doch es war bereits zu spät.
Die sieben Krankenschwestern hielten funkelnde Skalpelle in den Händen, tödliche Waffen mit rasiermesserscharfen Klingen.
Und in ihren Augen las Suko sein Todesurteil…

***

Lisa Cunning hing dem halb bekleideten Mann am Hals, hielt ihn mit den Armen umschlungen und bog den Kopf in den Nacken, während er sie küßte.

Ich störte.

Ich störte ganz offensichtlich!

Die Frau prallte mit einem schrillen Aufschrei zurück, kam jedoch von dem Mann nicht los, weil er sie nicht freigab.

Er schaltete wesentlich langsamer. Während sich ihr Gesicht bereits in namenlosem Entsetzen verzerrte, glotzte er mich noch völlig fassungslos an.

»Ganz ruhig bleiben«, sagte ich und schlug die Tür hinter mir wieder zu.

»Mrs. Cunning, nehme ich an? Die trauernde Witwe von George Cunning?«

Sie wurde kreidebleich. Der erste Schock verflog bei ihr sehr schnell.

Wütend riß sie sich von dem Schwarzhaarigen los und trat einen Schritt zurück. »Wer sind Sie? Verschwinden Sie aus meinem Haus! Los, raus, oder ich rufe die Polizei!«

Dazu ließ der Schwarzhaarige seine Muskeln spielen, und davon besaß er eine ganze Menge.

»Die Polizei brauchen Sie nicht zu rufen, sie ist schon da«, erwiderte ich ruhig und zeigte ihnen meinen Ausweis. »Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard!«

Das brachte Mrs. Cunning zum Schweigen und verdarb dem Mann die Freude an den Muskelspielen. Ich stand nur da und musterte die beiden.

Mrs. Cunning griff zwar hastig nach einem Morgenmantel und schlüpfte hinein, aber vorher hatte ich noch Gelegenheit, ihre makellose Figur zu bewundern. Das hauchdünne Neglige war fast durchsichtig.

Dazu trug sie nur eine Halskette, Modeschmuck, aber sehr schön, Glieder aus Weiß-, Gelb- und Rotgold. Weiche braune Locken fielen bis auf ihre Schultern. Sie war am ganzen Körper gebräunt. Offensichtlich ging sie in ein gutes Solarium.

Ihre hellen Augen hatten etwas Faszinierendes und Abstoßendes. Sie schimmerten unergründlich und verlockend, genau wie ihre fein geschwungenen Lippen, aber sie strahlten gleichzeitig eine eisige Kälte aus, daß man frieren konnte.

Und mit dieser Frau sollte der Polizist George Cunning glücklich verheiratet gewesen sein?

Mir fiel ein, daß sie sich angeblich in diesem Haus gefürchtet hatte und daher zu Nachbarn gelaufen war. Diese Frau sah nicht so aus, als würde sie sich vor irgend etwas fürchten.

Danach besah ich mir ihren Besucher etwas genauer. Mitte zwanzig, ein sportlicher, athletischer Typ, schwarze Augen und schwarze Haare.

Den dunklen Vollbart hatte er so sorgfältig geschnitten und gekämmt, daß ich auf eine halbe Stunde tippte, die er täglich für die Bartpflege aufwandte. Alles in allem ein Mann, den sich eine so reizvolle Frau wie Lisa Cunning schon als Zeitvertreib anlachen konnte.

»Ihr Name?« fragte ich.

»Hank Spilosa«, murmelte er. Offensichtlich wünschte er sich weit weg. »Hören Sie, was gibt Ihnen das Recht, hier einfach…«

»Der Mord an George Cunning und die Tatsache, daß in diesem Haus eine Siegesfeier stattfindet«, fiel ich ihm ins Wort.

»Sind Sie verrückt!« rief Lisa. »Mr. Spilosa kam, um mir über den Schock hinwegzuhelfen.«

»O ja!« Ich grinste kalt. »Ich habe gesehen, wie sehr er Ihnen geholfen hat.«

»Was erlauben Sie sich?« rief Spilosa wenig überzeugend.

Ich hob die Hand. »Stop! Um eines gleich klar zu stellen. Es geht mich nichts an, wenn sich Mrs. Cunning einem Mann an den Hals wirft, obwohl ihr eigener Mann vor wenigen Stunden ermordet wurde. Aber es geht…«

»Was?« schrie Hank Spilosa. Jetzt wurde er kreidebleich und starrte abwechselnd Lisa und mich an. »Was ist mit George?«

Seine Überraschung und sein Entsetzen waren echt.

»Hat sie Ihnen das nicht gesagt?« Ich wandte mich an Lisa Cunning.

»Aber, Mrs. Cunning! Sie haben doch gesagt, Sie hätten dafür gesorgt, daß Ihr Mann Sie beide nicht stören kann.«

»Weil er zum Dienst mußte, ja!« Hank Spilosa merkte plötzlich, daß er halb nackt war, und riß sein Hemd vom Sessel. »Ich hatte keine Ahnung, daß George tot ist!«

»Waschlappen!« zischte Lisa verächtlich. Ihre kalten Augen richteten sich auf mich. »Okay, Oberinspektor! Mein Mann wurde vor wenigen Stunden ermordet, und ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als meinen Geliebten anzurufen. Ich wollte mit ihm diese Nacht verbringen. Ist das verboten?«

»Nein«, gab ich zu.

»Sehen Sie!« trumpfte sie auf. »Und darum verlassen Sie mein Haus!«

»Lisa, bist du wahnsinnig?« zischte Hank Spilosa. Der junge Mann trat hastig auf seine Freundin zu und rüttelte sie an den Schultern. »Lisa! Begreifst du denn nicht, was du getan hast? Als George noch lebte, war es ein Ehebruch wie Tausende jeden Tag in London! Aber jetzt… mein Gott, ermordet, sagen Sie, Mr. Sinclair? Wer hat es denn getan?«

»Zargos«, sagte ich scharf.

Die Wirkung war verblüffend.

Während Hank Spilosa verständnislos die Stirn runzelte, prallte Lisa Cunning mit einem schrillen Kreischen zurück.

Aus ihren Augen schienen Blitze zu schlagen. Fauchend und zischend streckte sie die Arme aus. Ihre Finger bogen sich zu Klauen, daß das Licht auf ihren Nägeln schimmerte. Sie erinnerte mich in diesem Moment an eine Tigerin, die zum Sprung ansetzt.

»Vorsichtig, Spilosa!« schrie ich, doch es war schon zu spät.

Der Vergleich mit der Tigerin war gar nicht so falsch. Lisa Cunning schnellte sich auf ihren Geliebten. Er wollte soeben sein Hemd anziehen, schaffte es jedoch nicht mehr.

Sie warf sich gegen seine Brust. Ihre Fingernägel fuhren von den Schultern bis zum Gürtel über seine nackte Haut, daß der Mann gellend aufschrie und stürzte.

Im nächsten Moment prallte ich gegen Lisa, packte ihre Arme und hielt sie fest.

Über Spilosas Brust und Bauch liefen tiefe rote Striemen. An manchen Stellen war die Haut so tief aufgerissen, daß Blut floß und später sicher Narben zurückblieben.

Ich glaubte noch an einen normalen Wutanfall einer Frau, die den Mord an ihrem Mann angeordnet hatte. Doch ich hatte mich getäuscht.

Das merkte ich, als Lisa Cunning ihre Ellbogen nach hinten stieß und mir in den Magen schlug. Ich krümmte mich zusammen, mußte sie loslassen und wurde zurückgeschleudert.

Sie wirbelte herum und setzte sofort mit unvorstellbarer Kraft nach, obwohl sie weder Judo noch Karate anwandte. Sie schlug in blinder Wut nach mir. Ihre Hände krachten auf meine Schultern. Ich schrie auf, als sie meine ohnedies lädierte linke Schulter traf, und verlor sofort wieder die Kontrolle über den Arm.

Ich blockte sie mit dem rechten Arm ab. Noch widerstrebte es mir, gegen diese Frau zu fighten, aber sie zwang mich dazu. Wie eine Furie kreischend und geifernd, ging sie immer wieder auf mich los, bis mir gar nichts anderes übrigblieb.

Sie lief in meinen Schlag, aber sie blieb auf den Beinen. Allerdings versuchte sie nicht mehr, mich anzugreifen oder sich auf Spilosa zu stürzen, der auf dem Teppich lag und uns aus entsetzten Augen zusah.

Sie wirbelte herum und ergriff die Flucht.

Sie wollte zur Tür. Ich schnitt ihr den Weg ab, aber sie packte eine Stehlampe, packte das Kabel und riß daran.

Im nächsten Moment krachte es. Ich sah einen Blitz vor meinen Augen, und schlagartig wurde es dunkel. Kurzschluß.

Gleich darauf knallte die Tür zur Diele, eine Sekunde später die Eingangstür.

Ich hechtete in Richtung Diele, um die Frau zu verfolgen, stolperte über die umgestürzte Stehlampe und landete auf dem Boden. Als ich mich aufraffte und das Freie erreichte, war von Mrs. Cunning nichts mehr zu sehen.

Ich holte eine Kugelschreiberlampe aus meiner Jacke und tastete mich in das Haus zurück. In der Diele fand ich die automatischen Sicherungen, schaltete sie ein und rief erst einmal vom Wohnzimmer aus im Yard an, gab die Fahndung nach Mrs. Cunning durch und forderte einen Krankenwagen für Spilosa an.

»Ich brauche keinen Arzt«, sagte er, als ich wieder auflegte. »Das wird schon so.«

»Wollen Sie eine Blutvergiftung oder vereiterte Wunden?« Ich schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber, Krankenwagen ist besser. Und in dem Fall hängen Sie ohnedies mit drinnen.«

Seinem Gesicht sah ich an, daß er heftige Schmerzen hatte. Die Wunden sahen schlimm aus. Trotzdem machte es ihm viel mehr Sorgen, daß er in einen Mordfall hineingezogen wurde.

»Mr. Sinclair!« rief er beschwörend. »Ich habe nichts gewußt! Weder, daß George ermordet werden sollte, noch daß er tot war, als ich heute nacht hierherkam!«

»Sie geben zu, daß Sie ein Verhältnis mit Mrs. Cunning haben?«

»Seit zwei Jahren«, antwortete er prompt. »Warum sollte ich das ableugnen? Ist doch ein hübscher Käfer!«

»Und ihr Mann?«

»Sinclair!« Er zwinkerte mir vertraulich zu. »Ist das meine Sache? Haben Sie ihren Mann gekannt? Nein? Na also! Sonst wüßten Sie, warum Lisa und ich…«

»Danke, so genau wollte ich das gar nicht wissen«, wehrte ich ab.

»Zargos! Was können Sie mir darüber erzählen?«

Er sah mich ratlos an. »Nichts«, behauptete er.

Der Krankenwagen kam und nahm Spilosa mit, und ich durchsuchte das Haus vom Dachboden bis zum Keller. Danach wußte ich, daß Lisa Cunning nur wenig von häuslicher Sauberkeit gehalten hatte, war über und über mit Staub bedeckt und hatte nichts gefunden.

Lisa Cunning war noch verschwunden, als ich mich auf den Heimweg machte. Dabei mußte sie doch auffallen in ihrem hauchdünnen Neglige und dem Morgenmantel! In London geschehen zwar die verrücktesten Dinge, aber irgendwo gibt es sogar hier Grenzen!

***

Suko hatte keine Schrecksekunde. Die Skalpelle sehen und unter ihnen wegtauchen war eine einzige Aktion.

Er hatte in die Augen der Frauen geblickt, kalte Entschlossenheit zum Töten gesehen und gewußt, daß es um sein Leben ging. Diese sieben

Krankenschwestern waren zu keinem Notfall unterwegs. Er selbst war ihr Fall.

Im Stürzen überlegte er blitzartig, daß es sich um keinen gewöhnlichen Mordanschlag handeln konnte. Sieben Krankenschwestern, Frauen, die sich dem Heilen und pflegen verschrieben hatten, gingen nicht so einfach auf einen einzelnen Mann los!

Also steckte Schwarze Magie dahinter, ein heimtückischer Schwarzblütler, der Suko in diesem Krankenhaus eine Falle stellte.

Der Chinese rollte sich über die Schulter ab und ließ sich gegen die Beine von zwei Frauen fallen, riß sie zu Boden und schnellte wie ein Taucher hoch, der aus dem Wasser an die Oberfläche treibt und sich mit einem kräftigen Schwung über das Wasser hinaus katapultiert.

Seine Arme droschen wie Windmühlenflügel. Und trafen.

Danach sah es schon besser für ihn aus. Drei Frauen hatten die Skalpelle verloren. Es waren lebensrettende Instrumente in der Hand eines Chirurgen, aber tödliche Waffen in den Fingern dieser mordgierigen Frauen.

Ein Schnitt, ein Stich mit einem Skalpell, und Suko war eine Leiche!

Vier waren noch bewaffnet, zwei von ihnen lagen am Boden. Suko sah, wie sie sich zusammenkrümmten, um an seine Beine heranzukommen. Aber noch behinderten sie die anderen.

Sie wollten Suko mit Schnitten in die Sehnen zu Fall bringen, um ihn fertigzumachen.

Aus dem Stand sprang er hoch. Ein Skalpell wischte unter seinem rechten Stiefel weg. Er fiel zurück und trat auf die Waffe. Unter ihm ein Schrei, und wieder war eine Gegnerin vorläufig unschädlich.

Seine Karatefäuste schlugen zu, wohldosiert, damit er die Frauen nicht tötete und nach Möglichkeit auch nicht verletzte, aber er durfte sich keine Schwäche leisten. Nicht einmal seine lederne Motorradkluft konnte ihn vor Verletzungen bewahren. Die Skalpelle würden das Leder wie Butter zerschneiden.

Doch diesmal wichen die Krankenschwestern rechtzeitig zurück. Eine von ihnen – es war die Hübsche vom Empfang – stieß sich von der Kabinenwand ab und warf sich Suko entgegen. Mit der freien Hand verkrallte sie sich in seiner Lederjacke.

Er versuchte, sie abzuschütteln, doch es gelang nicht. Zischend und fauchend hing sie an ihm.

Er sah etwas blitzen. Das Skalpell!

Die Frau zielte nach seiner Kehle. Die mörderische Klinge raste auf seinen Hals zu.

Er riß den Kopf nach hinten, doch mit einem dumpfen Krach prallte er gegen die Wand. Er konnte nicht mehr ausweichen.

Es lief viel schneller ab, Freunde, als man das schildern kann.

Unmöglich, beim Beschreiben das gleiche Tempo zu entwickeln wie Suko, der in der engen Kabine um sein Leben kämpfte.

Während er Finger an seinen Beinen fühlte und jeden Moment einen verhängnisvollen Schnitt erwartete, stieß seine linke Hand nach oben.

Nur wenige Zoll vor seiner Kehle trafen seine Fingerspitzen das Handgelenk der Krankenschwester.

Ein spitzer Schrei, sie ließ das Skalpell los. Es wirbelte sich überschlagend davon, prallte irgendwo gegen die Wand.

Suko tänzelte wie ein Steptänzer und kickte wie ein Muli, um die Frauen von seinen Beinen fernzuhalten. Die Finger glitten von seinen Waden ab. Seine Stiefel trafen, doch die bereits Entwaffneten sammelten ihre Skalpelle wieder ein.

Suko hatte die Wahl, die Frauen der Reihe nach bewußtlos zu schlagen, und dabei zu riskieren, daß er sie ernstlich verletzte. Oder zu fliehen.

Sein Blick zuckte hoch, während er mit einem Rundschlag drei Gegnerinnen gegen die Wände schleuderte. In der Decke der Kabine gab es eine Klappe, wie sie für Servicetechniker eingebaut werden.

Suko ging in die Hocke. Zwei Skalpelle, auf seine Brust und seinen Hals gezielt, zischten wirkungslos über ihn hinweg. Die beiden Krankenschwestern spießten einander um ein Haar gegenseitig auf.

Mit einem kraftvollen Satz schnellte sich mein Freund hoch. Seine zur Decke gereckten Fäuste trafen die Klappe.

Sie war nicht verriegelt und flog sofort zur Seite. Es schepperte laut, als sie über das Kabinendach rutschte.

Wieder ließ Suko sich fallen, stieß eine angreifende Schwester mit der Faust zur Seite und sprang.

Wie von einer Feder getrieben schnellte er hoch. Seine Finger erfaßten den Rand der Luke.

Ein Klimmzug, und wie ein aus der Sektflasche schießender Korken hechtete er durch die Luke, kippte nach vorne auf das Kabinendach und zog blitzschnell die Beine nach.

Er fühlte noch einen harten Schlag am rechten Fuß, und als er seinen Stiefel betrachtete, sah er eine breite Kerbe in der Sohle. Eines der Skalpelle hatte ihn im letzten Moment getroffen, aber es hatte ihn nicht verletzt.

Keuchend ließ er sich zurücksinken. Das war knapp gewesen!

Unangenehm knapp!

Vorsichtig schob er sich so weit vor, daß er in die Kabine sehen konnte. Die Frauen standen unten, die Köpfe in den Nacken gelegt, haßerfüllt zu ihm hochstarrend.

Mit einem Ruck setzte sich der Aufzug wieder in Bewegung. Beinahe verlor Suko das Gleichgewicht. Er klammerte sich am Lukenrand fest.

Das hätte ihm noch gefehlt, daß er zwischen die Frauen fiel. Das

wäre ungefähr so gewesen, als hätte er einen Kopfsprung in einen Krokodilsteich getan, in dem die Echsenwesen schon mit aufgesperrten Rachen auf ihn warteten.

Reichlich ungesund!

Der Aufzug fuhr nicht weit. Als er hielt, schoben die Krankenschwestern die Skalpelle in ihre Taschen und verließen die Kabine, als wäre nichts geschehen. Keine von ihnen war sichtbar verletzt, so daß auch der junge Arzt keinen Verdacht schöpfte, den sie freundlich grüßten und der gleich darauf in den Aufzug trat.

»Warten Sie einen Moment«, sagte Suko mit unerschütterlicher Ruhe, als der Arzt bereits einen Knopf drücken wollte.

Der Mediziner stieß einen überraschten Ruf aus und wandte den Kopf.

»Wer sind Sie denn?« rief er verblüfft.

Suko ließ sich durch die Luke gleiten und kam federnd auf dem Boden auf.

»Der Servicetechniker, wer denn sonst?« antwortete er grinsend und rannte hinter den Krankenschwestern her.

Diese waren jedoch schneller als er. Als er sich im Korridor nach allen Seiten umsah, war keine einzige von ihnen mehr zu sehen.

***

Da ich während der langen Rückfahrt von Stanmore von Unruhe gepackt wurde, rief ich bei Shao an. Sie meldete sich bereits nach dem ersten Klingelzeichen.

»Ach, du bist es, John!« rief sie erleichtert. »Suko hat sich vor zwei Minuten aus dem Krankenhaus gemeldet. Du sollst sofort hinkommen, sobald du nach Hause kommst.«

»Das hat sich ja jetzt von allein erledigt«, antwortete ich über mein Autotelefon und änderte sofort die Richtung. »Du weißt nicht, worum es geht?«

»Nein, John! Suko war sehr kurz angebunden und ziemlich seltsam am Telefon. Ich weiß nicht, was los ist.«

»Ich werde schon dafür sorgen, daß nichts passiert«, beruhigte ich Shao. »Keine Angst!«

»Danke, John!«

»Bis später!« Ich legte auf und beschleunigte. Jetzt wollte ich doch gern wissen, worauf Suko gestoßen war. Denn ohne Grund bestellte er mich nicht in das Krankenhaus. Er konnte nicht wissen, daß ich von unterwegs aus meinem Wagen anrufen würde. Es mußte wichtig sein, wenn ich noch einmal von zu Hause losfahren sollte.

Ich stellte den Bentley neben Sukos Harley Davidson auf dem Parkplatz des Krankenhauses ab und umrundete das Gebäude, bis ich den Haupteingang erreichte. In der Halle brannten nur einige wenige

Strahler in der Decke. Der Marmorboden der supermodernen Eingangshalle spielte in allen Farben und warf das Licht vielfach gebrochen zurück. Es wäre ein schöner Anblick gewesen, hätte es sich um ein anderes Gebäude gehandelt. Krankenhäuser erinnern mich zu sehr an traurige Dinge.

Suko tigerte durch die Halle. Er blieb stehen, als er mich erkannte, und sah mir gespannt entgegen. »Hallo, John!« rief er. »Du mußt dich anmelden.«

Ich nickte meinem Freund zu und wandte mich an die hübsche junge Krankenschwester an der Aufnahme. »Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard«, sagte ich meinen Spruch auf. Gleichzeitig hielt ich ihr meinen Ausweis unter die Stupsnase mit drei Sommersprossen.

Sie lächelte freundlich, wenn auch etwas abgekämpft. »Das geht in Ordnung, Sir!«

»Vielen Dank!« Ich kehrte ihr den Rücken zu und ging zu Suko, der ein sonderbar verkrampftes Gesicht machte, als wäre er auf dem Sprung, mir das Leben zu retten.

»Also, was ist?« fragte ich leise.

Er nahm mich am Arm und zog mich in die hinterste Ecke, wo zwischen zwei Palmenkübeln eine Sesselgruppe mit einem fleckigen Glastisch stand. Illustrierte waren darauf wahllos verstreut. Hier mußte mal jemand Ordnung machen.

»Dieses hübsche Mäuschen da hinten«, murmelte Suko und deutete zu der Aufnahme hinüber, »hat vor einer halben Stunde versucht, mir die Kehle durchzuschneiden. Und dort drüben, diese beiden freundlichen Ladies…« Er deutete zu den Aufzügen. Soeben hielt eine Kabine. Zwei Krankenschwestern stiegen aus und nickten uns lächelnd zu. »… diese netten Ladies wollten mir die Beine in Streifen schneiden und mir hinterher das Lebenslicht ausblasen. Mit Skalpellen. Und das alles im Fahrstuhl.«

Ich holte scharf Luft. Einen anderen hätte ich ausgelacht und einen Aufschneider und Lügner genannt. Die drei Frauen sahen so harmlos wie nur möglich aus. Vielleicht ein wenig erschöpft und mitgenommen, aber welche Nachtschwester war das nicht?

»Wie ist das möglich?« fragte ich entgeistert.

»Möchte ich auch gern wissen«, knurrte mein Freund. »Ich mußte mich vor ihnen auf das Kabinendach retten. Sieben reizende helfende Engel waren das! Als es nicht klappte, verließen sie den Aufzug. Ich habe sie gesucht, aber sie waren schneller untergetaucht als ein U-Boot. Als ich in die Halle kam, saß die süße Kleine an ihrem Platz, als wäre nichts geschehen. Das gleiche gilt für die anderen sechs. Ich habe die Stationen abgeklappert und alle wiedergesehen. Als freundliche, hilfsbereite Krankenschwestern.«

Ich musterte Suko kopfschüttelnd. »Du bist nicht rein zufällig

überarbeitet?« erkundigte ich mich freundschaftlich.

Er hob das rechte Bein, und ich dachte schon, er wollte wegen meiner Unverschämtheit einen Karatetritt an mir ausprobieren. Statt dessen zeigte er mir die Stiefelsohle.

»Meinst du, ich schnitze freiwillig mein Monogramm in meiner Freizeit?« fragte er.

Ich fröstelte, als ich den tiefen Einschnitt entdeckte. »Na schön, du hast recht«, gab ich zu. »Hast du mit Lavender gesprochen?«

»Er kann sich angeblich an nichts erinnern, und ich glaube ihm. Und wie ist es bei dir gelaufen?«

Ich schilderte es ihm.

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, gab mein Freund zu. »Siehst du durch, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein! Wir können uns mit den Krankenschwestern unterhalten, aber…«

Suko stieß einen überraschten Ruf aus. Ich wandte mich hastig um.

Hinter dem Pult der Aufnahme saß eine ältere Frau in Schwesterntracht, die grauen, strähnigen Haare sorgfältig unter das Häubchen geschoben, daß sie nur an den Schläfen hervorlugten, auf der zu großen Nase eine Nickelbrille.

Ich ging zu ihr und zeigte ihr meinen Ausweis. »Wo ist denn die Kollegin, die Sie während der letzten Stunde vertreten hat?« erkundigte ich mich.

»Wie bitte?« Sie sah mich entgeistert an. »Sir, ich habe meinen Platz nur für zwei Minuten verlassen, um im Büro ein paar Akten herauszusuchen, die wir mit Beginn des Morgendienstes brauchen. Aber ich habe den Empfang keine Sekunde aus den Augen gelassen. Meinen Sie, daß ich meine Pflicht vernachlässige?«

Ich beschrieb die Krankenschwester, mit der Suko und ich gesprochen hatten, und sie nickte.

»Die kenne ich, aber die arbeitet auf der Intensivstation. Schwester Mary. Sie hat seit einer Woche Urlaub. Nein, Sie müssen sich irren, Sir!«

Auch die anderen Krankenschwestern, die Suko sehr deutlich schilderte, hatten in dieser Nacht keinen Dienst. Wir überzeugten uns davon, indem wir den diensthabenden Arzt als Zeugen holten. Er bestätigte die Angaben der Grauhaarigen an der Aufnahme voll und ganz.

Ich konnte nichts anderes tun, als Suko zu den Polizisten zu schicken, die Randolph Lavender überwachten. Sie sollten auf den Patienten besonders gut aufpassen und dem Klinikpersonal auf die Finger sehen.

Ich begründete es damit, daß sich möglicherweise ein Attentäter als Arzt oder Krankenschwester getarnt einschleichen könnte.

Außerdem ließ ich mir die Namen und Adressen der Schwestern

geben, die Suko angegriffen hatten. Mehr war im Moment für uns nicht drin. Eine miese Lage!

Als wir das Krankenhaus verließen, fuhr ein Taxi vorbei. Für einen Moment sah ich einen weißhaarigen Mann auf den Rücksitzen. Es gab mir einen Ruck, doch ich entspannte mich gleich wieder.

In London fuhren öfters weißhaarige Männer mit Taxis. Wenn ich hinter jedem herjagte, hatte ich eine ganze Menge zu tun.

Wir fuhren nach Hause und verabschiedeten uns vor unseren Apartments mit einem stummen Kopfnicken. Weder Suko noch mir war nach vielen Worten zumute. Nicht nur, daß wir müde waren, auch dieser mysteriöse Fall lag uns schwer im Magen.

Und dabei hatte ich das Gefühl, daß das dicke Ende noch kam.

Ich sollte leider recht behalten…

***

Privatdetektivin Jane Collins blickte irritiert von ihrer Zeitung hoch.

Sie hatte es sich in ihrem modernen Apartment bequem gemacht, ein herrliches Frühstück hinter sich, und wollte nun lesen.

Als aber die Klingel anschlug, faltete sie seufzend die Zeitung wieder zusammen, warf sie achtlos auf den Boden und lief leichtfüßig in die Diele.

Der Besucher stand schon vor der Tür, und sie öffnete, obwohl sie noch im Morgenmantel war, einem weichen Traum in Weiß, der ihre schlanke Gestalt bis zu den Knöcheln umfloß und in den sie sich so wunderbar hineinkuscheln konnte.

Aus dem Kuscheln wurde nichts, wie sie gleich merkte, als sie das Gesicht ihres Besuchers sah. Sie kannte den untersetzten Mann Anfang Vierzig mit dem weichen Mondgesicht nicht. Seine Augen verschwanden fast vollständig unter Fettpolstern. Er hatte eine rosige, unreine Haut und einen Mund mit so blassen Lippen, daß man sie zuerst gar nicht sah. Das verlieh seinem Gesicht etwas abstoßend Grimassenhaftes.

»Miß Collins?« der Mann spielte mit kurzen, dicken Wurstfingern an seinem grauen Trenchcoat herum. »Darf ich Sie kurz sprechen? Es ist sehr dringend!«

»Worum geht es?« fragte Jane nicht gerade freundlich. »Wenn Sie mir eine Illustrierte im Abonnement andrehen wollen, haben Sie sich in der Tür geirrt. So etwas zieht bei mir nicht. Außerdem habe ich schon bei sieben Gesellschaften Lebensversicherungen abgeschlossen.«

»Ich bin kein Vertreter«, sagte der Mann nüchtern.

Humor hat er also auch keinen, stellte Jane Collins fest. Sie erfuhr, daß er Jeremy Fenbright hieß und sie als Privatdetektivin engagieren wollte.

»Na gut, kommen Sie herein«, forderte sie ihn auf.

Ihre gute Laune war dahin. Sie versetzte der Zeitung einen Tritt, daß sie in die hinterste Ecke des Zimmers flog, und bot Mr. Fenbright eine Tasse Tee an. Er akzeptierte und kam gleich zur Sache.

»Meine Frau betrügt mich mit einem neunzehnjährigen Kerl«, platzte er heraus. »Einem Tennischamp!«

Jane musterte ihren Besucher noch einmal genauer und konnte Mrs. Fenbright verstehen. Das sagte sie Mr. Fenbright allerdings nicht.

»Wie alt ist Ihre Frau?« erkundigte sie sich statt dessen.

»Siebenunddreißig!« Fenbright schlug sich mit den fetten Händen auf die viel zu kurz geratenen Schenkel, daß es klatschte. »Er könnte glatt ihr Sohn sein! Meine Frau muß den Verstand verloren haben!«

Er zog seine Brieftasche hervor und kramte darin herum, bis er zwei Fotos fand und Jane auf den Tisch knallte, daß die Tassen klirrten.

»Hier, meine Frau Mona und dieser Larry Hancock!« zischte er. Eine feuchte Aussprache hatte er auch noch.

Jane betrachtete die attraktive, brünette und sehr gepflegt wirkende Frau. Die Aufnahme war auf einer Terrasse gemacht worden. Im Hintergrund sah man einen parkähnlichen Rasen mit griechischen Statuen und Swimmingpool.

Larry Hancock war ein Typ, der im Handumdrehen einer Frau den Kopf verdrehen konnte, ein jungenhafter Blondschopf mit breiten Schultern und einer durchtrainierten Sportlerfigur. Aus einem gut geschnittenen Gesicht lachten Jane strahlend blaue Augen entgegen. Er trug auf dem Foto Tenniskleidung und hielt einen Schläger lässig und irgendwie anzüglich und aufreizend.

»Okay, Mr. Fenbright.« Sie schob ihm die Fotos wieder zu. »Wenn Sie schon alles wissen, was soll ich dann noch tun?«

Er nahm das Foto seines Rivalen mit spitzen Fingern, als könne er sich daran verbrennen, und steckte es weg. Dann tippte er mit seinem wurstartigen Zeigefinger auf das Bild seiner Frau. Die Fingerkuppe hinterließ nasse Flecken auf der Oberfläche.

»Ich will, daß Sie die beiden zur Vernunft bringen«, sagte er krächzend. »Sie werden es nicht glauben, aber ich liebe meine Frau. Ich bin reich, sehr reich sogar. Mir gehört eine Supermarktkette, Miß Collins. Ich kann mir alles kaufen, nur Liebe nicht.« Er preßte die Lippen kurz zusammen, lächelte und wirkte auf einmal sogar sympathisch. »Ich weiß, daß ich kein Adonis bin. Wirklich nicht! Und mit einem neunzehnjährigen Sportler kann ich schon gar nicht mithalten. Aber ich möchte, daß Sie mit meiner Frau sprechen oder mit dem Jungen… ich weiß es nicht. Ich bin mit meiner Weisheit am Ende. Sie sind meine letzte Hoffnung!«

Jane seufzte. Fenbright saß zusammengesunken vor ihr, ließ die Schultern hängen und wirkte wie ein sehr einsamer, sehr verzweifelter Mann. Er tat ihr leid.

»Also, ehrlich gesagt«, murmelte sie, »ich würde Ihnen schon gern helfen, aber ich bin Privatdetektiv und keine Eheberaterin. Außerdem verspreche ich mir mehr davon, wenn Sie selbst mit Ihrer Frau reden. Ich bin eine Fremde.«

»Eben, das ist es ja!« rief er hektisch. »Ich habe schon mit meiner Frau gesprochen. Sie streitet es gar nicht ab, daß sie mit Larry befreundet ist. Sie hat es mir offen ins Gesicht gesagt und mir sogar noch seine Vorzüge geschildert. In den leuchtendsten Farben!« Für einen Moment verzerrte sich sein Gesicht, doch gleich darauf hatte er es wieder unter Kontrolle. »Ich verlasse mich auf Sie, Miß Collins. Sie sind eine Frau. Vielleicht fällt Ihnen etwas ein. Sie bekommen von mir auf jeden Fall tausend Pfund. Wenn Sie Erfolg haben, zahle ich das Vierfache. Einverstanden?«

Jane seufzte noch einmal.

Sie hatte nicht die geringste Lust, diesen Fall zu übernehmen, der gar kein richtiger Fall für sie war. Aber wer konnte schon nein sagen, wenn er so leicht Geld verdienen konnte? Noch dazu auf ganz legale Weise?

»Abgemacht«, sagte sie. »Ich tue, was ich kann!«

»Ich bin sicher, daß es klappen wird«, rief Mr. Fenbright mit einem breiten Lächeln.

Jane schenkte noch Tee nach. Daher bemerkte sie nicht das tückische Funkeln in den Augen ihres Klienten. Und das höhnische Grinsen, das sekundenlang auf seinem Gesicht festfror, übersah sie auch.

»Auf gutes Gelingen!« sagte Jeremy Fenbright, bevor er einen Schluck Tee trank.

***

Auch wenn ich den Sonntag als freien Tag abschreiben konnte, schlief ich doch lange und frühstückte ordentlich. Ich brauchte eine richtige Grundlage, auf der ich den Tag aufbauen konnte.

Suko kam nach dem Frühstück zu mir herüber. Bei einer Tasse Kaffee überlegten wir, was wir unternehmen konnten.

»Die Krankenschwestern besuchen, die mich letzte Nacht angegriffen haben«, schlug er vor.

»Schon erledigt«, winkte ich ab. »Ich dachte mir, sieben Personen sind zuviel für uns. Deshalb habe ich meine Kollegen auf die Frauen angesetzt. Ich werde sofort verständigt, falls eine von ihnen einen Ansatzpunkt bietet.«

Suko musterte mich erstaunt. »Was ist denn mit dir los, John?« erkundigte er sich. »Das ist doch sonst nicht deine Art. Du gehst immer selbst zu Verdächtigen und überprüfst sie oder schickst mich oder Bill oder Jane.«

»Bill hat mit dem Fall nichts zu tun, und ich möchte ihn nicht in

seiner Ruhe stören«, erwiderte ich. Suko kannte genau wie ich den zweiten oder besser den Hauptgrund für meine Zurückhaltung in dieser Hinsicht.

Seit Bill Conolly verheiratet war, trat er kurz. Teils tat er das freiwillig aus Rücksicht auf seine Frau Sheila und seinen entzückenden Jungen, Klein-Johnny, teils drängte ihn Sheila, weil sie verständlicherweise immer Angst um ihn hatte. Mit Jane Collins wollte ich gleich anschließend telefonieren und sie fragen, ob sie Lust zum Mitmachen hatte.

»Meinetwegen, lassen wir Bill aus dem Spiel«, gestand Suko mir ein.

»Okay, wir wissen auch nicht, was Jane im Moment tut und ob sie überhaupt Zeit hat. Aber wir beide sind doch da, John. Wenn wir uns die Krankenschwestern untereinander teilen…«

Ich unterbrach ihn mit einem Zungenschnalzen und grinste. »Aber, aber, Suko, wie sich das anhört! Wenn Shao das mitbekommt…«

»Hör auf«, rief er lachend. »Also, was ist?«

»Wenn wir uns die Krankenschwestern teilen, wie du es so schön ausdrückst, sind wir ungefähr bis fünf Uhr nachmittags beschäftigt. So aber wird es in ungefähr zehn Minuten bei jeder von ihnen klingeln und ein Kollege vom Yard steht vor ihrer Tür. Gibt es bei einer etwas besonders Verdächtiges, erfahre ich es binnen einer halben Stunde. Und wir haben freie Bahn für wichtigere Dinge.«

»Die da wären?«

»Helen Serapho und Randolph Lavender, Suko. Mrs. Serapho hat einen Mord begangen, und Lavender hätte mich um ein Haar ins Jenseits befördert. Außerdem war Zargos in Lavenders Wagen. Ich bin sicher, daß es dieser Dämon war. Er wollte miterleben, wie ich umkomme. Lavender hat also direkten Kontakt zu dem Dämon gehabt. Deshalb ist er für uns wichtiger als die Krankenschwestern.«

Suko stemmte sich hoch. »Okay, John, du hast mich überzeugt! Wer nimmt sich wen vor?«

»Bleibst du bei Lavender?«

»Einverstanden.«

»Ich rufe nur noch Jane an und fahre los.« Ich deutete auf das Telefon.

»Vielleicht könnte Shao hierbleiben, falls sich der Yard meldete. Oder hat sie etwas vor?«

»Ich werde sie fragen«, versprach Suko.

Drei Minuten später sagte er mir Bescheid, daß Shao gern Telefondienst machte. Ich wünschte ihm viel Glück und rief Jane Collins an. Hoffentlich war sie überhaupt zu Hause, das regnerische Herbstwetter lud zwar nicht gerade zu einem Spaziergang oder einer Ausfahrt ein, aber man konnte nie wissen. »Hallo!« Jane war zu Hause.

»Hallo, Darling!« Ich streckte lächelnd die Beine von mir und stellte mir Janes rassiges Gesicht und ihre tolle Figur vor, dazu die goldblonden Haare und ihre schicken, stets der neuesten Mode entsprechenden Kleider. »Hast du mich vermißt?«

»Nein«, antwortete sie mit entwaffnender Ehrlichkeit. »Ich habe mich wunderbar ausgeschlafen und prachtvoll in Ruhe gefrühstückt.«

»Das hättest du auch mit mir zusammen tun können«, meinte ich ernüchtert.

»In Ruhe frühstücken? Daß ich nicht lache, John!«

»Wieso?« fragte ich verdutzt. »Ich habe heute auch in Ruhe gefrühstückt, ganz allein sogar.«

»Ja, eben!« Ihr helles Lachen drang durch das Telefon an mein Ohr und umschmeichelte mich. »Allein! Aber wären wir zusammen gewesen, wäre es mit der Ruhe bald vorbei…«

»Hör bloß auf!« rief ich lachend, obwohl ich genau wußte, daß sie recht hatte. Jane und ich waren befreundet, und mit einer solchen Frau in einem Raum zu frühstücken war eben immer eine Versuchung. »Was hast du heute vor? Hast du Zeit?«

»Wenn du so fragst, hast du einen neuen Fall, John«, stellte sie nüchtern fest. »Tut mir leid, aber ich habe vor einer halben Stunde einem Klienten zugesagt. Eine einfache Sache. Ich soll eine untreue Ehefrau mit dem Ehemann versöhnen. Dafür streiche ich eine schöne Stange Geld ein, auch wenn es nicht klappt.«

»Na, dann viel Glück«, wünschte ich ihr enttäuscht. Der unangenehmste Fall bekam angenehme Seiten, wenn Jane mitmischte.

»Übernimm dich nur nicht. Lohnt sich der Seitensprung wenigstens?«

»Wie?« fragte sie verständnislos und lachte, als sie begriff, was ich meinte. »Ja, der Junge sieht blendend aus. Neunzehn Jahre alt, Tennischamp. Ich kann die Ehefrau gut verstehen.«

»Gib mir keinen Grund zur Eifersucht«, mahnte ich. »Obwohl ich, wie du weißt, nicht eifersüchtig bin.«

Daraufhin brach Jane in schallendes Gelächter aus, und sie lachte auch noch, als wir das Gespräch beendeten.

Von meinen Kollegen im Yard hatte ich alle nötigen Auskünfte zu dem Mordfall in Stanmore erhalten. Daher wußte ich auch, wo ich den einzigen Angehörigen der toten Helen Serapho fand. Es war ein Krankenhaus in Sutton, das schon einige Meilen außerhalb von London lag. Um es zu erreichen, mußte ich zuerst nach Wimbledon. Von dort waren es noch zehn Minuten mit dem Wagen.

Der Bentley rollte auf einer schmalen, mit Schlaglöchern übersäten Straße zwischen leicht gewellten Wiesen dahin. Auf einigen standen bereits große Tafeln, von denen man ablesen konnte, welche Firma demnächst hier Apartmenthäuser oder ganze Stadtteile aus dem Boden stampfen wollte, London war eine Riesenstadt, und sie wuchs weiter.

Eigentlich schade, dachte ich, daß dieser Grüngürtel zerstört wurde.

Aber ich hatte im Moment andere Probleme. Das wichtigste davon war herauszufinden, wieso Helen Serapho, eine völlig durchschnittliche Hausfrau, plötzlich ein Küchenmesser nahm, damit nachts durch die ganze Stadt bis an das andere Ende fuhr, dort einen Polizisten angriff und tötete. Und ich mußte herausfinden, wieso die Ehefrau des Ermordeten behaupten konnte, sie hätte dafür gesorgt, daß ihr Mann beseitigt würde. Welche Verbindung gab es zwischen Lisa Cunning und Helen Serapho?

Das Krankenhaus in Sutton entpuppte sich als weitläufige Anlage in einem herrlichen Park. Es war früher ein Herrensitz gewesen und gehörte jetzt einer Stiftung. Viele britische Adelige, die ohne Nachkommen starben, verwandelten ihr Vermögen in Stiftungen. Unser Land hatte eine ganze Reihe wohltätiger Einrichtungen solchen Anlässen zu verdanken.

Ich verlangte nach dem Chefarzt und konnte zehn Minuten später mit ihm sprechen. Er hieß Dr. Peshora und stammte aus Pakistan.

»Eine sehr tragische Geschichte«, meinte er, während er mich mit seinen dunklen Augen durch die leicht getönte Brille musterte. »Frank hat es schon erfahren. Ihre Kollegen von Scotland Yard waren hier, Mr. Sinclair, und haben es ihm gesagt. Vielleicht können Sie sich vorstellen, was das für ihn bedeutet. Ein junger Mann, dreiundzwanzig. Jetzt wird er wahrscheinlich in einem Heim leben müssen. Seine Mutter wollte ihn zu sich nehmen, sobald er unser Krankenhaus verlassen kann.«

»Was fehlt denn Mrs. Seraphos Sohn?« erkundigte ich mich.

»Er hat vor einem halben Jahr bei einem Unfall in der Underground beide Beine verloren«, erklärte Dr. Peshora. »Ein Wunder, daß er überhaupt noch lebt. Seine Mutter war jeden Tag hier bei ihm. Ohne ihre Hilfe hätten wir ihn nie soweit gebracht, wie er jetzt ist. Noch ein oder zwei Monate in der Klinik, und er hätte nach Hause gebracht werden können. Und nun…«

Ich erinnerte mich an den Unfall in der U-Bahn. Er hatte damals große Schlagzeilen gemacht. Frank Serapho war auf dem Bahnsteig gestolpert und direkt vor einen einfahrenden Zug gefallen. Ich hatte nur nicht mehr gewußt, wie der Verunglückte hieß.

»Kann ich jetzt den Patienten sprechen, Doktor?«

»Selbstverständlich.«

Während wir zu der Station gingen, in der Frank Serapho untergebracht war, horchte ich den Chefarzt über Mrs. Serapho aus.

»Eine wunderbare Frau«, behauptete er. »Eine von den stillen Heldinnen, von denen man nie etwas liest oder hört.« Er sah mich kurz von der Seite an. »Meine Worte klingen Ihnen zu hochtrabend? Mr. Sinclair, diese Frau hat gelächelt, seit ihr Sohn aus der Narkose

erwachte. Sie lächelte bis zu ihrem letzten Besuch, um ihm Mut zu machen. Ich habe sie nie klagen gehört, sie war nie schlecht gelaunt oder niedergeschlagen, wenn sie zu uns kam. Aber ich habe sie weinen sehen, wenn sie wegging und ihr Sohn es nicht mehr beobachten konnte. Davon liest man nie in der Zeitung. – So, da sind wir.«

Ich betrat ein helles, lichtdurchflutetes Zimmer. Auf dem Tisch stand ein Strohblumenstrauß. Neben dem Bett war eine Staffelei aufgebaut, die Farben lagen auf einem Beistelltisch. Auf einem Regal waren Bücher aufgereiht, am Fußende stand ein kleiner tragbarer Fernseher.

Das Bild flimmerte, der Ton war ausgeschaltet.

Im ersten Moment dachte ich, der blasse, weißblonde junge Mann wäre eingeschlafen, bis ich merkte, daß seine Augen geöffnet waren.

Sein Gesicht hatte einen abwesenden Ausdruck.

Dr. Peshora stellte mich vor, ohne daß Frank Serapho eine Reaktion zeigte. Ich gab dem Arzt einen Wink, und er zog sich zurück. Ich holte mir einen Stuhl heran und schaltete den Fernseher aus.

»Ich will mich mit Ihnen über Ihre Mutter unterhalten«, sagte ich laut.

Das endlich erzielte Wirkung. Frank Serapho hatte fast farblose Augen, dazu die helle Haut und die wie gebleicht wirkenden Haare.

Beinahe ein Albino. Jetzt sah er mich an.

»Sie sind von der Polizei, ja?« fragte er überraschend heftig. »Sie wollen mir auch einreden, daß meine Mutter eine Mörderin war? Sie wollen sie auch schlechtmachen? Gehen Sie! Verschwinden Sie!«

»Ich bleibe«, sagte ich fest. »Und ich sage Ihnen auch warum. Ich weiß, was wirklich geschah!«

Das gab ihm einen Ruck. Sofort lockerte sich seine feindselige Haltung.

»Ist das wahr?« fragte er hastig. Seine blassen Wangen bekamen etwas Farbe. »Ist das auch wirklich wahr, oder wollen Sie mich hereinlegen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich meine es ehrlich. Vorher beantworten Sie mir aber noch eine Frage.«

Er lehnte sich zurück und schloß die Augen.

»Trick«, sagte er matt.

»Kein Trick!« rief ich. »Wissen Sie, wer Zargos ist?«

Er runzelte die Stirn, öffnete die Augen und sah mich an.

»Aber ja, selbstverständlich«, sagte er, als müßte das jeder wissen.

»Haben Sie noch nie von Zargos gehört?«

***

Larry Hancock stand schon im Tennisdreß an der Bar des Clubhauses, als Mona Fenbright den Raum betrat. Sofort wandten sich alle Anwesenden diskret nach ihr um.

Mona Fenbright war mit ihren siebenunddreißig Jahren eine Erscheinung, die alle Blicke auf sich zog. Ihre Figur hielt sie durch strenge Diät und sportliches Training in Form. Gleichzeitig verwendete sie viel Zeit für Schönheitspflege, so daß sie rein äußerlich um zehn Jahre jünger wirkte.

Dazu kam, daß sie sich mit geschmeidiger Eleganz bewegte und mit ihrer sinnlichen Ausstrahlung die Männer reihenweise in ihren Bann zog.

Larry Hancock blickte Mona mit einem stolzen Lächeln entgegen.

Jeder im Tennisclub wußte, was zwischen ihnen beiden war. Sie hatten nie ein Geheimnis daraus gemacht. Larry sonnte sich in der Bewunderung, die seine Freundin genoß.

Bei Mona war es genau umgekehrt. Sie wußte, daß die meisten Frauen für den großen, athletischen Champ mit der blonden Mähne und den blauen Augen schwärmten, auch viel jüngere und attraktivere Frauen als sie selbst. Larry wollte jedoch nur sie.

Ganz abgesehen davon, daß sie Larry liebte, erfüllte es sie mit Triumph, daß er sie ihren jüngeren Geschlechtsgenossinnen vorzog.

»Hallo, Darling!« Larry glitt von dem Barhocker und streckte Mona die Hände entgegen. Er wollte sie an sich ziehen und wie immer mit einem Kuß begrüßen, doch sie streifte nur flüchtig seine Fingerspitzen.

»Komm mit nach draußen«, flüsterte sie ihm zu, wandte sich ab und kehrte zum Eingang zurück. Sie war sichtlich verstört, was Larry sich nicht erklären konnte.

Unsicher sah er sich um. Unter den neugierigen Blicken der übrigen Gäste im Clubhaus lief er hinter Mona her, holte sie jedoch erst auf dem Parkplatz ein. Sie stieg soeben in ihren schneeweißen Mercedes und schlug heftig die Fahrertür zu. Der junge Mann schob sich auf den Nebensitz.

»Mona!« In einer leidenschaftlichen Umarmung zog er sie an sich und wollte sie küssen, doch sie befreite sich von ihm. »Aber, Mona! Was ist los mit dir? So kenne ich dich gar nicht?«

»Larry, hör mir zu!« Sie krampfte die Hände um das Lenkrad, um das Zittern zu unterdrücken. »Jeremy hat vor einer halben Stunde mit mir gesprochen.«

»Ja, und?« Er zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Wir waren uns doch einig, daß uns dein Mann nicht stört. Er kann sich nicht scheiden lassen, weil er dann den größten Teil seines Vermögens verlieren würde, und du willst die Scheidung nicht, weil du deine gesellschaftliche Stellung verlieren würdest. Ihr seid also quitt. Er hat seine Sekretärinnen, und du hast mich. Was ist da noch zu besprechen?«

»Hör mir doch endlich zu!« schrie sie ihn mit schriller Stimme an. »Er

hat eine Privatdetektivin beauftragt, dich oder mich davon zu überzeugen, daß wir Schluß machen sollen. Das sagte er mir!«

Sekundenlang starrte ihr junger Freund sie verblüfft an, dann brach er in schallendes Gelächter aus.

»Darüber machst du dir Sorgen?« rief Larry Hancock. »Das ist doch Unsinn! Wozu braucht er eine Privatdetektivin? Er weiß doch ohnedies alles.«

»Eben! Darum mache ich mir ja Sorgen! Es ergibt keinen Sinn! Und sie soll uns nicht beschatten, sondern überzeugen, was immer das bedeutet!«

Nun wurde auch Larry nachdenklich. »Seltsam«, murmelte er. »Wie heißt denn dieses Wundertier?«

»Jane Collins.« Mona Fenbright rückte die schwarze Samtschleife zurecht, die sie zu ihrem schlichten grauen Herrenanzug mit der weißen Spitzenbluse trug. »Ich… ich habe Angst, Larry! Schreckliche Angst! Eine innere Stimme sagt mir, daß etwas Grauenhaftes passieren wird!«

Wieder umarmte er sie, aber diesmal legte er seine Arme zärtlich und behutsam um ihre Schultern. Er zog die zitternde Frau an sich und strich ihr beruhigend über das Haar.

»Keine Angst, ich bin bei dir, Darling«, flüsterte er, und seine Lippen wanderten über ihr Gesicht. »Und so lange ich bei dir bin, kann dir gar nichts passieren!«

Mit einem leisen Seufzen ließ sich Mona Fenbright gegen seine Brust sinken und gab sich seinen Küssen hin, die alle Ängste vertrieben. In seiner Nähe fühlte sie sich geborgen.

Aber es war eine trügerische Sicherheit, denn die Killerin war schon unterwegs. Und sie hieß – Jane Collins…

***

Es gab mir einen Ruck. Ich wollte Frank Serapho nicht zeigen, wie sehr mir seine Antwort in die Knochen fuhr, aber er merkte es sofort.

»Was ist denn, Mr. Sinclair? Warum fragen Sie nach Zargos? Hat das mit meiner Mutter zu tun?«

Ich nickte. »Hören Sie, Frank! Vertrauen Sie mir! Ihre Mutter ist tot, und nichts macht sie mehr lebendig. Aber ich kann mir vorstellen, daß Ihnen viel daran liegt, die Hintergründe aufzuklären.«

Sein geistesabwesender Blick ging durch mich hindurch. »Meine Mutter war keine Mörderin, das weiß ich.« Er schluckte schwer. »Gut, es steht fest, daß sie den Polizisten erstochen hat. Aber sie hat es nicht freiwillig getan!«

Ich hielt den Atem an. Jeden Moment würde ich erfahren, was wirklich hinter der Sache steckte. »Weiter«, mahnte ich leise, als er schwieg.

»Ich erkläre es mir so, Mr. Sinclair!« Seine Augen belebten sich wieder, und er streckte mir beschwörend die Hand entgegen. »Sie wissen, was mit mir passiert ist. Das war ein Schock, nicht nur für mich selbst, auch für meine Mutter. Ich habe es ganz gut überstanden und muß mich damit abfinden. Aber Mutter hat sich damit gequält. Ich habe es ihr angesehen, auch wenn sie nur gelächelt und mir Mut zugesprochen hat, obwohl sie selbst jemanden gebraucht hätte, der sie aufrichtete. Das war einfach zuviel für sie. Sie… hat die Kontrolle über sich verloren und nicht gewußt, was sie tat. Das ist es! So muß es gewesen sein!«

Die Enttäuschung war genauso groß wie vorhin die Überraschung darüber, daß er schon von Zargos gehört hatte. Der junge Mann wollte an seine Mutter glauben. Deshalb hatte er sich eine psychologisch ganz gut fundierte Geschichte ausgedacht. Mich brachte sie jedoch nicht weiter.

»Kann es nicht so gewesen sein?« fragte er flehend.

Ich wollte ihm helfen. »Kann sein, Mr. Serapho! Und jetzt antworten Sie mir endlich. Was ist Zargos?«

»Ein Versandhaus«, sagte er.

»Ein… Versandhaus?« fragte ich verblüfft.

Er nickte. »Aber ja! Mutter hat dort ein paar Kleinigkeiten bestellt, weil es sehr billig ist. Zum Beispiel Schuhe. Sie hat vor ein paar Monaten einen Prospekt erhalten und sich daraus einige…«

Er unterbrach sich, als die Tür aufsprang. Ein Arzt trat ein, nicht Dr. Peshora, sondern ein weißhaariger Mann in einem weißen Mantel. Er kam an das Bett, schob mich zur Seite und beugte sich über Frank Serapho.

»Sehen Sie mich an, Mr. Serapho«, sagte er mit einer leisen, eindringlichen Stimme.

Frank tat es, und ich wurde ungeduldig, weil ich keinen Sinn in der Untersuchung sah. Außerdem hätte der Arzt doch warten können, bis ich wieder weg war.

Es dauerte nicht lange, nur eine Minute. Dann richtete sich der Weißhaarige wieder auf und verließ den Raum, ohne zu mir oder Serapho noch ein Wort zu sagen.

»Merkwürdiger Mensch«, stellte ich fest.

»Ich habe ihn noch nie gesehen«, meinte Frank Serapho. »Ob der hier neu ist?«

Das riß mich von meinem Stuhl hoch. In meinem Gehirn schlug eine Alarmklingel an. Mit zwei Sätzen war ich an der Tür, riß sie auf und stürmte auf den Gang hinaus.

Der weißhaarige Arzt hatte bereits das Ende des Korridors erreicht, als ich hinter ihm herspurtete. Er wandte sich um, obwohl meine Gummisohlen auf den Steinfliesen kein Geräusch machten. Als er mich

sah, erschrak er keineswegs. Er schnellte sich jedoch durch eine Tür und schlug sie krachend hinter sich zu.

Ich lief, als ginge es um mein Leben. Zeit, um meine Beretta zu ziehen, hatte ich nicht mehr. Auch an das Silberkreuz an meinem Hals kam ich nicht heran.

Mit meinem vollen Gewicht warf ich mich gegen die Tür. In der Eile hatte der falsche Arzt nicht abgeschlossen.

Die Tür flog auf und krachte innen an die Wand. Es war ein Kleinlabor. Mit einem Blick sah ich Regale mit Reagenzgläsern, die Tische mit Mikroskopen und technischen Geräten, die ich nicht kannte.

Und ich sah den falschen Arzt. Er stand vor dem geöffneten Fenster und wandte mir den Rücken zu.

Ohne nachzudenken, schnellte ich mich auf ihn und hieb meine Hände nach seinen Schultern. Ich wollte ihn herumreißen und festhalten, doch meine Finger griffen in eine weiche, formlose Masse.

Unter meinen Händen zerfloß der Körper des Arztes. In einer kreiselnden Bewegung drehte er sich zu mir um.

Sein Gesicht jagte mir einen Schock ein. Noch waren die Züge eines Menschen zu erkennen, aber das Gesicht sah aus, als wäre es aus Butter gemacht, die mit einer Heizsonne bestrahlt wurde. Alles verrutschte. Die Augen befanden sich nicht mehr an derselben Stelle. Die Nase flachte ab und vermischte sich mit dem Mund, der unkontrolliert aufklaffte. Das Kinn floß auf den Hals herunter.

Es war eine Zerrvisage, ein Horrorgesicht, daß ich mich dazu zwingen mußte, das Scheusal nicht loszulassen.

Mein Silberkreuz!

Hastig tastete ich nach der Kette und zog es unter meinem Hemd hervor, streifte es über den Kopf und wickelte die Silberkette um meine Faust.

Doch in dieser Zeit löste sich der Dämon, der Zargos sein mußte, weiter auf. Nur noch die beiden Augen schwammen in der teigigen, bereits völlig glatten Masse des Gesichts. Nase und Mund waren nicht mehr zu erkennen. Die Haare hatten sich zurückgebildet.

Der Körper umfloß meine Beine wie Kleister. Angewidert trat ich einen Schritt zurück, zog meine Füße aus der Körpermasse des Dämons und stieß mit der Faust zu.

Das Kreuz in meiner Hand strahlte hell auf, als es in die Nähe des Dämons gelangte, doch ehe es sich in das Ziel bohrte, verflüchtigte sich die weißliche Masse. Wie ein Wassertropfen, der auf eine heiße Herdplatte gefallen war, verdampfte sie zischend.

Der Schlag mit dem Kreuz ging ins Leere…

Enttäuscht richtete ich mich auf. Der Dämon Zargos, über den ich so gut wie nichts wußte, hatte mir eine böse Schlappe beigebracht. Um

ein Haar hätte ich ihn erwischt und vernichtet, oder zumindest dorthin zurückgeschickt, wo er hingehörte, nämlich in die finsteren Tiefen des Dämonenreiches, von wo er nicht so schnell zurückkehren konnte.

Aber eben nur um ein Haar.

Seufzend hängte ich mein Kreuz wieder um und kehrte zu Frank Serapho zurück. Ich mußte mich mit dem jungen Mann noch über einige Dinge unterhalten, die seine Mutter betrafen.

In Gedanken mit Zargos beschäftigt, betrat ich das Krankenzimmer und ging auf das Bett zu. »Sie haben den Arzt wirklich noch nie gesehen?« fragte ich und blickte hoch.

Im letzten Moment sah ich die geballte Faust und die blitzende, rasiermesserscharfe Glasscherbe, die auf meinen Hals zielte.

***

Jane Collins fühlte eine unerklärliche Unruhe, als sie in ihrem Uralt-VW durch London fuhr. In ihrer neuen Handtasche mit dem hübschen goldenen Monogramm Z steckte ein Blatt mit der Adresse eines sehr teuren Tennisclubs. Sie stammte von Jeremy Fenbright.

»Dort treffen sich Mona und Larry immer«, hatte er mit einem bitteren Lächeln gesagt. »Larry stammt aus armen Verhältnissen. Er könnte sich diesen Club nie leisten, aber man sagt, daß reiche Damen den Beitrag gern für ihn auslegen.«

Zu diesem Club also war Jane unterwegs. Er lag im Stadtteil Wimbledon, ziemlich weit im Süden von London, so daß sie lange unterwegs war. Je näher sie an das Gelände kam, desto nervöser wurde sie.

Als sie einmal vor einer auf Rot geschalteten Ampel warten mußte, öffnete sie ihre Handtasche. Sie wollte sich vergewissern, daß sie ihre Astra-Pistole bei sich hatte. Das war überflüssig, da sie nie ohne diese Pistole mit dem Perlmuttgriff aus dem Haus ging, wenn sie beruflich unterwegs war. Aber eine innere Stimme hatte sie dazu gedrängt.

Die Ampel sprang auf Grün.

Jane gab Gas. Unter der Motorhaube des scheinbar schrottreifen Wagens brummte ein Motor, der beachtliche Pferdestärken auf die Straße brachte, wenn es nötig war. Im Moment hatte es die Privatdetektivin nicht eilig, so daß sie das Gaspedal schonte und nur langsam anfuhr. Jane war eine gute Staatsbürgerin, die selbstverständlich alle Benzinsparappelle befolgte. Es genügte ihr zu wissen, daß sie konnte, wenn sie wollte.

Wimbledon. Jane mochte diesen Stadtteil, der wie die meisten Außenbezirke von London wie eine eigene Kleinstadt wirkte, die nur zufällig in der Nähe einer Weltstadt lag. Es gab eigene Einkaufszentren, Kirche, Verwaltungsgebäude. Die Häuser scharten

sich um Wimbledon Common, eine riesige Grünfläche, die es mit dem Hyde Park aufnehmen konnte, eine prächtige Parkanlage mit künstlichen Seen, einer Windmühle, Ausflugsrestaurants und einem richtigen Wald.

An diesem Sonntag wirkte aber auch Wimbledon trostlos. Kaum jemand war auf den Straßen unterwegs. Sogar für Londoner Verhältnisse war das Wetter schlecht.

Die Scheibenwischer des Wagens flappten hin und her und schaufelten die Wassermassen von der Windschutzscheibe. Jane mußte sich nach vorne beugen, um die Straßennamen lesen zu können.

Sie betätigte den Blinker und bog in die richtige Straße ein.

Dir Herzschlag beschleunigte sich. In ihren Ohren rauschte es. Sie fuhr sich mit zwei Fingern unter ihren Rollkragenpulli, den sie wegen des kalten Wetters unter ihrer Wildlederjacke trug, die bis weit über die Hüften reichte und dezent ihre Figur betonte.

Was war nur mit ihr los, dachte sie beunruhigt. Regte sie sich etwa über ihren Auftrag auf? Das war ihr noch nie passiert. Zumindest nicht bei einem so einfachen Auftrag.

Die Straße wirkte ruhig und friedlich. Ebenerdige Häuser zu beiden Seiten mit kleinen, gepflegten Vorgärten.

Es gefiel Jane hier. Trotzdem wurde sie immer nervöser.

Am Ende der Straße verkündete ein dezentes Schild, daß hier der Privatclub zu finden war, den sie suchte.

Sie fuhr ihren Wagen an den Straßenrand, stieg aus und lief zum Eingang hinüber. Das Gittertor war verschlossen. Aber in einer Glaskabine saß ein livrierter Pförtner, Jane klopfte gegen die Scheibe.

Es dauerte, bis der Livrierte die Sprechklappe öffnete.

»Sie wünschen, Miß?« fragte er blasiert.

Jane schluckte schwer, ihr Mund war ausgetrocknet, als hätte sie eine Wüstenwanderung hinter sich. Ihre Finger nestelten nervös an ihrer Handtasche herum. Ihr Hals schmerzte, daß sie kaum einen Ton herausbrachte.

Dreimal mußte sie ansetzen, ehe sie flüsterte: »Ich muß mit Mrs. Fenbright sprechen.«

»Mit Mrs. Fenbright sprechen?« wiederholte der Torwächter. Seine rechte Augenbraue wanderte in die Höhe. »Miß, Sie sind kein Mitglied in unserem Club. Mrs. Fenbright ist Mitglied. Ich bedaure…«

»Ich muß sie aber sprechen!« Jane schlug die Hand gegen die Klappe, die der Pförtner soeben schließen wollte. Sie flog auf und schlug dem Mann gegen das Kinn. Er stieß einen kurzen Schrei aus und hielt sich die Stelle, an der ihn die scharfe Kante getroffen hatte.

Der Pförtner kam jedoch nicht dazu, Jane zur Rede zu stellen. Sie klammerte sich am Rand der Sprechöffnung fest und funkelte ihn aus

schmalen Augen an.

»Ich warne Sie, Mister!« schrie sie den verdutzten Mann an. »Ich lasse mich nicht so von Ihnen abspeisen! Ich muß auf der Stelle Mrs. Fenbright sprechen, und wenn Sie nicht sofort das Tor öffnen, passiert etwas!«

Die Blasiertheit war wie weggewischt. Der aufkeimende Ärger über den Treffer wich einem ängstlichen Gesichtsausdruck.

»Madam, bitte, verstehen Sie doch«, sagte der Pförtner, nun schon wesentlich höflicher. »Ich kann Sie nicht…«

Jane wirbelte herum. Im ersten Moment sah es so aus, als wolle sie aufgeben, doch ehe es sich der Pförtner versah, riß sie die Tür seiner Kabine auf und sprang hinein. Niemand in dem Club schien damit gerechnet zu haben, daß jemand von außen eindringen würde. Früher hatte der Glasverschlag wahrscheinlich als Eingang gedient, sonst hätte es keine ins Freie führende Tür gegeben.

Janes Hände krampften sich um die Aufschläge der Phantasieuniform des Mannes und schüttelten ihn.

»Sie halten mich nicht auf!« schrie sie. »Nein, mich nicht! Ich muß es tun! Ich muß sofort zu Mrs. Fenbright! Aus dem Weg! Lassen Sie mich durch!«

Auf der Straße näherte sich ein weißhaariger Mann, die Hände auf dem Rücken verschränkt, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Der Pförtner winkte ihm zu.

»Hilfe! Rufen Sie die Polizei!« schrie er, doch der Fremde blieb stehen und sah mit unbewegtem Gesicht zu der Kampfszene herüber.

»Weg!« schrie Jane noch einmal.

Vielleicht wäre es zu einem Unglück gekommen, hätte der Pförtner nicht in diesem Moment eine Lösung entdeckt.

»Da kommt Mrs. Fenbright!« rief er und deutete auf die Zufahrtsstraße zum Clubhaus.

Ein weißer Mercedes rollte lautlos auf das Tor zu.

Jane versetzte dem Pförtner einen Stoß, der ihn gegen die Wand warf, und drehte sich zitternd um.

Der Mann war froh, endlich frei zu sein, und ergriff die Flucht. Gegen die Kräfte dieser Frau richtete er nichts aus. Sie hatte ihn wie eine Gliederpuppe geschüttelt, als wäre sie von einem bösen Dämon besessen!

Jane kümmerte sich nicht weiter um den Livrierten, der quer über den Rasen auf ein weiß schimmerndes Gebäude zulief. Sie faßte ihre Handtasche fester und starrte dem Mercedes entgegen.

Das Gittertor war geschlossen. Mrs. Fenbright konnte nicht entkommen. Jane sah ihr Gesicht wegen der spiegelnden Windschutzscheibe nur undeutlich. Sie war jedoch sicher, die Gesuchte vor sich zu haben.

Ein junger, blauäugiger und blonder Mann beugte sich weit aus dem Seitenfenster und winkte. »Machen Sie schon auf!« rief er.

Larry Hancock!

Jane glitt durch die Innentür aus der Glaskabine und trat neben den Wagen, der vor dem Tor stoppen mußte. Sie bückte, sich.

Ja, die Frau hinter dem Steuer war Mrs. Fenbright.

Kein Zweifel!

»Ist etwas?« fragte Mona Fenbright gereizt, »öffnen Sie endlich!«

Doch Jane schüttelte den Kopf. Sie wußte selbst nicht mehr, was sie tat, als sie heiser und abgehackt hervorstieß:

»Ich bin Jane Collins!«

Die Augen des jungen Mannes weiteten sich. Mrs. Fenbright schrie auf.

Mona Fenbright erschrak nicht über den Namen. Sie hatte damit gerechnet, daß eine Privatdetektivin namens Jane Collins auftauchen würde.

Sie erschrak über die Pistole in der Hand der blonden Frau, Die Mündung zeigte genau zwischen Mona Fenbrights Augen.

Larry Hancock war wie gelähmt. Er konnte nichts tun, weder seiner Freundin helfen noch sich selbst in Sicherheit bringen. Stocksteif kauerte er auf dem Nebensitz und stierte aus hervorquellenden Augen auf die Waffe in der Hand der Privatdetektivin. Auf seiner Stirn bildeten sich dicke Schweißperlen, liefen über Nase und Wangen.

»Nein, nein, nein!« kreischte Mona Fenbright, stieß die Tür auf und sprang aus dem Wagen.

Jane Collins mußte nur den Finger am Abzug ihrer Waffe krümmen.

Die Frau hätte keine Chance gehabt.

Aber Jane sah mehr als Mrs. Fenbright und Larry Hancock. Es war nur ein Schemen, ein Schatten, der aus ihrer Handtasche stieg. Sie erkannte dennoch das Wesen, das ihre Hand mit der Waffe führte. Auch wenn ihr Denken blockiert war und ein anderer Wille über ihre Handlungen diktierte, begriff sie, was mit ihr passierte.

Ein Dämon wollte sie zu einem Mord zwingen!

Sie sollte Mrs. Fenbright töten! Und danach Larry Hancock erschießen!

Das war für Jane Collins ein solcher Schock, daß sie unglaubliche Reserven mobilisierte. Noch während Mrs. Fenbright kreischend auf das Clubhaus zulief und Larry Hancock sie wie hypnotisiert anstarrte, stemmte sie sich mit ihrer ganzen Willenskraft gegen den Mordbefehl.

Sie rang mit dem Dämon, der sie zum Schießen zwingen wollte, rief alle guten Mächte zu Hilfe und schaffte es, den Lauf der Astra-Pistole Zoll für Zoll zu senken.

Als die Mündung seitlich auf den Rasen zeigte, krümmte sich Janes Zeigefinger.

Der Schuß, der Mrs. Fenbright gegolten hatte, krachte, die Kugel fuhr in den Rasen.

Der Knall riß Jane endgültig aus ihrer Trance. Sie löste sich aus der Abhängigkeit von dem Dämon und schüttelte seine Krallen ab. Plötzlich konnte sie sich wieder frei bewegen.

Aber für wie lange?

Wie lange würde es dauern, bis der Dämon sie wieder unterjochte und dazu zwang, doch noch den Mord auszuführen?

Jane Collins wollte auf keinen Fall warten. Sie wirbelte herum und floh, hetzte auf die Straße hinaus und an dem weißhaarigen Mann vorbei, der sie aus flammenden Augen musterte. Jane ahnte nicht, wer er war – ein Dämon, in Menschengestalt. Zargos, der Dämon der tausend Gesichter!

Keuchend warf sie sich in ihren Wagen. Sie kannte nur einen Menschen, der ihr helfen konnte. Nur einer war in der Lage, sie gegen den Zwang des Dämons zu schützen.

Mit kreischenden Reifen fuhr sie an, noch immer am ganzen Körper zitternd. Die Astra-Pistole steckte wieder in der Handtasche mit dem Monogramm Z, und die wiederum lag auf dem Nebensitz.

Es grenzte an ein Wunder, daß Jane Collins auf der Fahrt zum Yard keinen Unfall baute. Völlig ausgepumpt erreichte sie das Gebäude…

***

Die Glasscherbe sehen und darunter wegtauchen geschah praktisch gleichzeitig. Nur diese blitzartige Aktion rettete mich. Die Glasscherbe hätte sonst meine Halsschlagader getroffen, und dann hätte es wahrscheinlich für mich keine Hilfe mehr gegeben.

Jetzt entdeckte ich auch die zerbrochene Mineralwasserflasche neben dem Bett. Auf diese Weise hatte sich Frank Serapho die tödliche Waffe verschafft.

Ich fing mich ab und kam in sicherer Entfernung wieder hoch. Er war an das Bett gefesselt und konnte mir nicht folgen. Aber er schleuderte die Reste der Flasche nach mir.

Ich mußte mich in acht nehmen. Auch als Wurfgeschosse waren die Splitter unangenehm, obwohl sie mich nicht mehr töten konnten.

Er hörte nicht zu toben auf. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ein zweites Mal mein Kreuz unter dem Hemd hervorzuziehen. Ich ließ es frei an der Kette baumeln, als ich auf Frank Serapho zuging.

Er bäumte sich auf, fletschte die Zähne und stieß ein wütendes Fauchen und Zischen aus. Nicht er tobte, sondern der Dämon, der ihn als Werkzeug benutzte.

Das Kreuz strahlte hell auf. Wahrscheinlich erwärmte es sich auch, wie es das immer tat, wenn es gegen die Kräfte der Hölle kämpfte. Ich fühlte es nur nicht.

An den vier Endpunkten waren die Zeichen der Erzengel zu sehen. Sie verliehen dem Kreuz gewaltige Kräfte, die es nun gegen Zargos einsetzte.

Frank Serapho schrie und geiferte, doch es nutzte ihm nichts. Er konnte dem Kreuz nicht ausweichen.

Noch einmal versuchte er es mit einem Glassplitter, diesmal mit einem handlangen Stück, dessen Spitze gefährlicher als jeder Dolch war.

Als er mit der Waffe nach meinem Arm stach, schwang ich das Kreuz herum. Es berührte seine Hand.

Die Wirkung war verblüffend. Serapho stieß ein heiseres Röcheln aus und prallte zurück, als habe er eine Starkstromleitung berührt.

Er fiel in die Kissen, zuckte noch einmal und lag still.

Schon fürchtete ich, daß er ernstlichen Schaden genommen hätte, und das hätte mir wirklich leid getan, weil der junge Mann nur ein völlig unschuldiges Werkzeug war. Der Dämon, der vorhin in Gestalt des Arztes zu ihm gekommen war, hatte ihn zu dieser Tat gezwungen. Von sich aus hätte Frank Serapho es niemals versucht.

Dann stellte ich jedoch fest, daß er gleichmäßig atmete. Der lange Splitter war aus seiner Hand geglitten.

Auch das gehörte zu den Phänomen, die sich nicht mit normalen Mitteln erklären ließen – seine Haut war nicht einmal geritzt. Dabei hatte er mit seinen Fingern das scharfkantige Glas umspannt. Ich hatte es genau gesehen.

Im nächsten Moment schlug Frank Serapho die Augen auf. »Was ist denn geschehen, Mr. Sinclair?« fragte er verwirrt. »Ich fühle mich benommen.«

»Sie haben eine Mineralwasserflasche zerschlagen«, sagte ich und beobachtete ihn gespannt.

»Tatsächlich?« Er schüttelte den Kopf. »Und wieso kann ich mich nicht daran erinnern? Habe ich geschlafen?«

»Nein, Frank! Sie haben versucht, mich mit den Splittern zu erstechen.«

Er glaubte mir erst, als ich ihm alles haargenau schilderte. Nun konnte er sich daran erinnern, aber er hatte gedacht, es wäre nur einem Alptraum entsprungen.

»Lieber Himmel«, flüsterte er schreckensbleich. »Was geschieht jetzt mit mir, Mr. Sinclair?«

Ich verstand seine Frage nicht sofort und sagte ihm das.

»Na, ich habe einen Mordversuch begangen.« Er schluckte heftig.

»Das ist doch strafbar!«

Wenigstens in diesem Punkt konnte ich ihn beruhigen. »Niemand macht Ihnen einen Vorwurf, ich schon gar nicht. Sie haben nicht aus freien Stücken gehandelt. Wenn ich diesen Raum verlasse, ist die

Sache vergessen.«

Und dann sagte ich etwas, womit ich endlich ein Lächeln auf sein Gesicht brachte, wenn auch ein sehr schmerzliches.

»Genauso muß es Ihrer Mutter ergangen sein, Frank. Sie wollte den Polizisten nicht töten, aber sie mußte es tun. Sie war nicht mehr Herr über ihren Willen.«

Er lehnte sich erschöpft aber entspannt in die Kissen zurück. »Danke, Mr. Sinclair«, sagte er, und seine Augen schimmerten feucht. »Ich danke Ihnen! Bis jetzt habe ich mich nur an meinen Glauben, an die Schuldlosigkeit meiner Mutter geklammert. Nun weiß ich, daß ich recht hatte. Sie war keine Mörderin!«

Ich fragte ihn noch einmal behutsam nach Zargos. Der junge Mann machte einen völlig erschöpften Eindruck.

»Ich glaube, der Katalog liegt noch in unserer Wohnung«, sagte er.

»Genau weiß ich es nicht.«

Ich bedankte mich und ließ von einer Krankenschwester Dr. Peshora holen. Die zerbrochene Flasche stellte ich als Mißgeschick hin, und von dem Mordanschlag sagte ich kein Wort. Er würde auch später nicht in den Akten auftauchen. Nur meine engsten Vertrauten durften davon erfahren.

Frank Serapho hatte es in seinem Leben schwer genug. Da durfte ich ihm keine zusätzlichen Schwierigkeiten machen.

Ich verließ das Krankenhaus mit dem Vorsatz, mich um dieses Versandhaus namens Zargos zu kümmern. Es hätte schon ein sehr unwahrscheinlicher Zufall sein müssen, wenn es da keinen Zusammenhang mit dem Dämon gleichen Namens gab.

Um mehr über Zargos zu erfahren, mußte ich in die Wohnung der Seraphos. Dazu kam es jedoch nicht. Ich fragte nämlich vorher routinemäßig im Yard an.

Meine Kollegen hatten nichts Sensationelles von den Krankenschwestern erfahren, die Suko angegriffen hatten. Alle bestritten natürlich, überhaupt im Hospital gewesen zu sein, und wir konnten ihnen nichts nachweisen. Daher ließ ich dieses Problem vorläufig auf Eis liegen. Sie hatten sicher genausowenig freiwillig gehandelt wie Mrs. Serapho oder Randolph Lavender.

Schon wollte ich das Gespräch beenden und mich bei Shao nach Suko erkundigen, als der Kollege im Yard mit einer Nachricht für mich herausrückte. »Sir! Miß Collins wartet bereits seit zwanzig Minuten in Ihrem Büro auf Sie. Soll ich ihr etwas bestellen? Sie sagte, es wäre sehr dringend! Wörtlich sagte sie sogar: lebenswichtig.«

»Sagen Sie, daß ich auf dem Weg in Mrs. Seraphos Wohnung bin.« Ich fügte die Adresse in Selhurst hinzu. »Wenn es wirklich so dringend ist, soll sie zu mir kommen.«

Ich beendete das Gespräch und schaltete das Autotelefon ab. Dann

machte ich mich auf den Weg. Es war nicht besonders weit, und ich fieberte der Durchsuchung entgegen. Von ihr erhoffte ich mir einen entscheidenden Hinweis.

Zargos war zwar ein Dämon, der selbst nicht töten konnte. Deshalb war er jedoch um keinen Deut harmloser als andere meiner Feinde unter den Schwarzblütlern. Denn was ihm an Macht fehlte, ersetzte er durch Tücke und Hinterlist. Und daß er über Leichen ging, hatte er bereits bewiesen.

Ich fragte mich nur, welchen Zusammenhang es zwischen Zargos und dem ermordeten Polizisten Georg Cunning, seiner Frau und dem Zargos-Versand gab. Und welches Ziel der Dämon überhaupt verfolgte, denn Schwarzblütler taten nichts ohne Grund.

Die Antworten hoffte ich in Mrs. Seraphos leerstehender Wohnung zu finden.

Ich sollte etwas finden, aber etwas, womit ich sicher nicht rechnete…

***

Suko war unzufrieden. Er fühlte sich nutzlos und fehl am Platz. Es war nicht seine Sache, Krankenbesuche zu machen und Fragen zu stellen. Er war ein Kämpfer, kein Kriminalist.

Aber er sah ein, daß wir erst einmal nach Spuren suchen mußten, die zu Zargos führten. Solange wir nicht wußten, wo wir den Dämon suchen sollten, konnten wir ihn auch nicht fassen.

Und da bot sich nun einmal der Taxifahrer Randolph Lavender an. Er war als Erster unter Zargos' Einfluß geraten, als der Dämon ihn zu dem Mordversuch im Hyde Park gezwungen hatte.

Sukos Besuch dauerte allerdings nicht lange. Lavender fühlte sich an diesem Sonntag viel besser. Er war geistig voll da, obwohl er eine Gehirnerschütterung erlitten hatte.

»Ich habe über Zargos nachgedacht«, eröffnete er Suko. »Sie haben den Namen erwähnt, nicht wahr? Ich habe ihn schon einmal gehört, glaube ich. Holen Sie meinen Schüsselanhänger aus meiner Tasche.«

Suko erfüllte die Bitte. Es war der lederne Anhänger mit einem goldenen Z. In Sukos Gedanken rastete etwas ein.

»Z wie Zargos«, sagte er.

Lavender nickte. »Richtig, Mr. Suko.«

»Woher haben Sie das Ding?« rief mein chinesischer Freund aufgeregt.

»Eine meiner Kolleginnen hatte den Katalog eines Versandhauses«, berichtete der Taxifahrer. »Sie zeigte ihn mir, und der Anhänger hat mir so gut gefallen, daß ich sie bat, ihn für mich zu bestellen. Das hat sie auch getan. Auf dem Katalog stand der Name des Versandes. Ein großes Z, daneben kleiner argos.«

»Den Namen und die Adresse der Kollegin«, verlangte Suko.

Er erhielt beides. Die Taxifahrerin hieß Marian, Anne Marian. Sie wohnte in Stepney in keiner vertrauenerweckenden Gegend. Suko machte darüber eine Bemerkung.

Lavender grinste. »Oh, Mr. Suko, Anne Marian ist schon in Ordnung. Ein Prachtkumpel.«

»So habe ich das nicht gemeint«, erwiderte Suko. »Ich dachte eher daran, daß der Job einer Taxifahrerin ganz schön gefährlich ist. Und dann wohnt sie auch noch in einem Viertel, in dem man nachts besser nicht auf die Straße geht.«

»Ann kann nachts auf die Straße gehen, da können Sie sicher sein.«

Lavender zwinkerte Suko zu. »Sie werden sie ja sehen. Um diese Zeit ist sie immer zu Hause.«

Suko schwang sich auf seine Harley Davidson und machte Anne Marian einen Besuch. Als sie die Tür ihres Apartments in einem mit überquellenden Mülltonnen vollgestellten Hinterhof öffnete, wußte Suko, wieso Lavender gegrinst hatte.

Er mußte den Kopf in den Nacken legen, um ihr in das breite, gutmütige Gesicht sehen zu können. Ihre Schultern waren wenigstens so breit wie seine eigenen, und ihre Arme wölbten sich unter der Lederjacke, die von ihrem massigen Oberkörper beinahe gesprengt wurde. Sie hatte die Figur eines Preisboxers – Schwergewicht.

»Ja, Sie wünschen, junger Mann?« donnerte sie mit einer Baßstimme, die die Mülltonnen zum Vibrieren brachte. Suko glaubte gern, daß sich nicht so schnell jemand an diese Frau heranwagte. Sie konnte ruhig in einem schlechten Viertel wohnen. Vermutlich war sie hier sicherer als andere Frauen im feinsten Stadtteil von London.

Suko erklärte ihr, weshalb er kam, und durfte eintreten.

»Ich habe den Katalog aufgehoben, Sie haben Glück«, rief Anne Marian mit ihrer donnernden Stimme. »Hier ist er!«

Sie wühlte unter einem Stapel Magazine, die alle muskelstrotzende Bodybuilder zeigten, und zog ein dünnes Heft hervor. Als sie Sukos Blick auf die Magazine merkte, grinste sie breit.

»Ich mag nun mal starke Männer, Suko«, sagte sie vertraulich. »Was soll ich denn mit einer halben Portion anfangen? Sehen Sie mich an! Den würde ich glatt an die Wand drücken! Nein, ich mag kräftige Männer.« Ihr Blick bekam etwas Forschendes. »Sie würden mir auch schon gefallen! Wie wäre es?«

Suko winkte hastig ab. »Ich bin in festen Händen!« rief er. »Da tut sich gar nichts.«

»Schade!« Anne Marian streckte sich. »Sie fahren Motorrad? Ganz mein Geschmack!«

»Ja, ja«, murmelte er und sah sich den Katalog an. Auf dem schwarzen Umschlag war ein großes goldenes Z zu sehen, eben jenes Z, das auch auf Lavenders Schlüsselanhänger als Zierde befestigt war.

Suko blätterte den Katalog rasch durch. Es gab nicht viele Angebote, aber alles war sehr geschmackvoll zusammengestellt und äußerst preiswert.

Jeder Mann und jede Frau konnte etwas darin finden. Er zuckte zusammen, als er auch die aus Weiß-, Gelb- und Rotgold bestehende Kette entdeckte, die eine der Krankenschwestern getragen hatte.

»Haben Sie auch etwas bestellt«, erkundigte sich Suko besorgt.

Ann Marian schüttelte den Kopf, daß ihre schwarzen Locken flogen.

»Noch kein Geld gehabt«, brummte sie.

»Dann tun Sie es auch nicht, das kann lebensgefährlich sein«, warnte Suko. »Ich behalte den Prospekt.«

Sie erhob keinen Protest und sah ihm bedauernd nach, als er den Hof überquerte und zu seiner Harley Davidson lief.

Einige abenteuerlich gekleidete Jugendliche mit roten Kopftüchern und einem begehrlichen Funkeln im Blick hatten sich um Sukos Motorrad versammelt. Als sie ihn sahen, nahmen sie eine aggressive Haltung ein.

»He, seht euch das Schlitzauge an!« rief einer mit einem dünnen Bartflaum auf der Oberlippe.

»Ich könnte mich totlachen, wenn ich so einen gelben Affen sehe!« brüllte ein anderer und schlug sich lachend auf die Schenkel. »Hast du dich schon mal im Spiegel gesehen, Affe? Glaube nicht, sonst hättest du dich auch totgelacht!«

Suko hielt nichts von Prügeleien, und Vorurteile gegen Rassen entsprangen stets einem sehr beschränkten Geist. Deshalb regte er sich auch nicht weiter darüber auf, sondern wollte die Harley Davidson starten.

Sein Schweigen legten die Flegel als Schwäche aus. Außerdem glaubten sie, sechs gegen einen wäre ein gutes Verhältnis.

»Der Gentleman ist zu fein, um mit uns zu sprechen!« rief der mit dem Bartflaum. »Wollen wir ihm das Maul öffnen?«

»Ja!« schrien die anderen und warfen sich auf Suko.

Sie hatten an diesem Tag ausgesprochenes Pech, denn Suko ließ seine geballten Fäuste einmal kreisen. Zwei von den Schlägern gingen sofort zu Boden und beteiligten sich gar nicht mehr. Ein anderer überschlug sich in der Luft und knallte hart auf den Boden, schnellte wieder hoch und stürzte sich mit einem wütenden Schrei auf meinen Freund.

Mit seinen Ellbogen schüttelte Suko zwei weitere Jungen ab, und einem setzte er die Faust auf die Nase. Der hatte fortan auch genug mit sich selbst zu tun und war weg vom Fenster.

Doch der Kerl, der durch die Luft geflogen war, meinte es ernst. Er zog ein Messer. Das schnappende Geräusch der herausschnellenden Klinge elektrisierte Suko. Er sprang zur Seite und ging in Combatstellung. Leicht geduckt umschlichen einander die beiden

Kämpfer.
»Gib lieber gleich auf, bevor es dir leid tut«, warnte Suko leise.
»Gelbes Großmaul!« zischte der andere. Bei ihm war eine Sicherung durchgebrannt. »Du bekommst mein Messer zu schmecken!«
»Okay, wenn du es nicht anders willst«, sagte Suko und richtete sich scheinbar entspannt auf. »Dann bediene dich!«
Der Junge ließ sich täuschen und sprang Suko an. Die Messerklinge zischte durch die Luft.
Suko explodierte aus dem Stand heraus, warf sich nach hinten und riß den rechten Fuß hoch. Hart traf die Stiefelspitze die Faust des Messerstechers. Die Waffe flog in hohem Bogen davon und landete klirrend auf dem Bürgersteig.
Der Entwaffnete stürzte sich auf den am Boden liegenden Chinesen und hing im nächsten Moment in einem eisernen Griff. Suko machte kurzen Prozeß. Das war kein jugendliches Großmaul mehr, sondern bereits ein gefährlicher Verbrecher.
Seine Handkante setzte dem Kampf ein Ende. Suko ließ den Betäubten nicht los. Die anderen hatten bereits die Flucht ergriffen, als der Chinese die Telefonzelle auf der anderen Straßenseite ansteuerte. Suko rief die Polizei. Ein Streifenwagen nahm den inzwischen wieder erwachten Messerstecher und die Waffe in Empfang, und Suko versprach, so bald wie möglich wegen der Formalitäten auf der Wache zu erscheinen.
Erst jetzt kam er dazu, den Katalog des Zargos-Versandhauses genauer anzusehen. Auf der letzten Seite fand er ganz klein gedruckt Adresse und Telefonnummer.
Suko rief meine Nummer an und bekam Shao an den Apparat. Er verschwieg ihr, daß er soeben einen lebensgefährlichen Kampf hinter sich hatte und sich nun in die Höhle des Löwen wagte.
»Richte bitte John aus, daß er nach Southwark kommen soll«, sagte er nur und fügte die genaue Adresse hinzu. »Und daß er sich beeilen soll.«
»Sei vorsichtig«, bat Shao leise.
»Bin ich doch immer«, antwortete er lachend, und beide wußten, daß er faustdick schwindelte.
Wenn es darum ging, gegen das Böse zu kämpfen, kannte Suko keine Vorsicht. Dann gab er sein Letztes.
Er machte sich auf den Weg und steuerte das mutmaßliche Versteck des Dämons Zargos an.
Suko verließ sich auf seine Beretta, die ebenfalls mit silbernen Kugeln geladen war, und auf die Dämonenpeitsche, die in seinem Gürtel steckte. Außerdem war er ein erfahrener Kämpfer.
Es wäre besser gewesen, er hätte auf mich gewartet. Zu zweit war das Risiko nur halb so groß. Aber Suko brannte vor Ungeduld, diesen

widerlichen Dämon zu erledigen.
Nur deshalb lief er blindlings in die Falle…

***

Ich stellte meinen Wagen vor einem Wohnhaus mit vier Geschossen ab. Mrs. Serapho hatte im dritten Stock gewohnt.
Zargos-Versand! Das Wort kreiste in meinem Kopf.
Unser Feind hatte sich nicht einmal besonders geschickt getarnt. Oder hatte der Dämon Zargos von Anfang an damit gerechnet, mich im Hyde Park auszuschalten? Dann hatte er mich unterschätzt, und das sollte ihm zum Verhängnis werden.
Ich stieg die ausgetretenen Stufen hinauf. Im ersten Stock hatte jemand mit schwarzem Filzstift eine obszöne Zeichnung an die Wand gepinselt und etwas Passendes dazu geschrieben. Die Fenster im Treppenhaus waren scheinbar aus Milchglas, in Wirklichkeit jedoch waren sie nur schon seit Ewigkeiten nicht mehr geputzt worden.
Es roch nach billigem Parfüm, Bohnerwachs und gebratenen Zwiebeln. Als ich den dritten Stock erreichte, rauschte eine Wasserspülung mit lautem Gurgeln und Glucksen, daß ich erschrocken einen Schritt zur Seite trat. Es hörte sich an, als würde mir gleich das Wasser um die Füße fließen.
Ich fand die Wohnung, öffnete mit dem Schlüssel, den ich von Frank Serapho erhalten hatte, trat ein und drückte die Tür ins Schloß.
Es war düster in der Diele, obwohl die Tür zum Wohnzimmer offen stand. Überall in der Wohnung waren die Vorhänge zugezogen.
Ich wollte mich zwar in jedem Raum umsehen, ob ich einen Hinweis fand, aber vor allem interessierte ich mich für den Versandhauskatalog.
Damit ich nichts ausließ, ging ich systematisch vor. Direkt neben dem Eingang lag die Küche. Ich trat ein und wandte mich dem Wandschrank zu, zog die Türen auf und ließ meinen Blick über die Vorräte gleiten.
Nichts.
Ich drehte mich um und streckte die Hand nach dem Küchentisch aus, um in die Schublade zu sehen. Viele Leute haben dort Prospekte und ähnliche Dinge.
Meine Hand erstarrte mitten in der Luft. Eine Gänsehaut lief über meinen Rücken.
Auf dem Tisch standen ein Teller und eine Tasse, Eireste und ein Stück gebratener Schinken darauf. In der Tasse entdeckte ich einen Rest von Milch, noch nicht getrocknet.
Hier hatte vor vielleicht einer, höchstens zwei Stunden jemand gegessen. Warum sollte diese Person nicht mehr in der Wohnung sein?
Ich war nicht allein!

Es dauerte nicht einmal eine Sekunde von meiner Entdeckung bis zu dem blitzschnellen Schritt, mit dem ich zur Seite steppte. Meine trainierten Reflexe retteten mir das Leben.

Ich reagierte keine Sekunde zu früh.

Die Hand mit dem schweren Kristallaschenbecher sauste haarscharf an meinem Kopf vorbei. Die Frau, die nach mir geschlagen hatte, wurde von dem eigenen Schwung mitgerissen.

Der Aschenbecher landete an der Wand, barst in tausend Stücke und klirrte auf den Boden. Die Frau taumelte gegen den Küchentisch und riß ihn um.

Ehe sie sich aufraffte, hatte ich sie an den Handgelenken.

Lisa Cunning! Die Ehefrau des ermordeten Polizisten!

Sie zischte mir einen gräßlichen Fluch entgegen und biß mich in die linke Hand. Hastig zog ich die Finger zurück, ehe sie sich darin verbeißen konnte. Die Lippen waren von ihren Zähnen zurückgeglitten.

Sie war kein Vampir. Wenigstens etwas! Aber höllische Mächte peitschten sie voran. Kreischend und fauchend schnappte sie nach meiner anderen Hand. Sie gebärdete sich wie ein wildes Raubtier, trat und kratzte und biß und schrie die unflätigsten Beschimpfungen.

Ich mußte kräftig zupacken, ehe ich sie auf einen Stuhl drücken und dort festhalten konnte.

»Schluß jetzt!« schrie ich sie an, doch sie reagierte nicht. Es war kein gewöhnlicher Wutausbruch.

»John Sinclair, ich vernichte dich!« kreischte sie. »Ich schicke dich in die Hölle!«

Sie ließ sich nicht beruhigen. Ich hatte keine Ahnung, wie sie in diese Wohnung gekommen war, aber das sollte sie mir sagen. Ich wollte auch ihr Geständnis, daß sie den Mordauftrag an ihrem Mann gegeben hatte!

Während ich sie mit einer Hand festhielt, holte ich mit der anderen mein Silberkreuz hervor, als sie es erblickte, gebärdete sie sich noch rasender. Sie brüllte, daß ich schon fürchtete, das ganze Haus würde zusammenlaufen. Dabei entwickelte sie unglaubliche Kräfte. Wenn das Kreuz nicht sofort wirkte, konnte ich sie nicht länger halten.

Ihre hellen Augen glühten vor Zorn und Abscheu vor dem Symbol des Guten. Sie stieß mir die Fersen gegen die Schienbeine, daß ich aufschreien mochte. Im nächsten Moment kam Lisa Cunning frei. Sie bäumte sich auf.

Ich sah ihre Faust auf mich zuschnellen und drückte ihr das Kreuz gegen die Schulter.

Ihr Schlag stoppte so abrupt, als habe sie gegen ein unsichtbares Hindernis geschlagen. Ihr Gesicht veränderte sich von einer Sekunde zur anderen.

War es eben noch die Fratze des Hasses gewesen, drückte es jetzt Erstaunen und Unsicherheit aus.

Ihre Schimpftiraden verstummten. Sie schluckte, setzte zu einem Aufschrei an, sank mit einem leisen Wimmern auf den Stuhl und schlug schluchzend die Hände vor das Gesicht.

Aufseufzend steckte ich das Kreuz weg. Ich hatte es gerade noch einmal geschafft. Sekunden später, und ich hätte wieder gegen diese Frau kämpfen müssen, die das Opfer eines Dämons geworden war.

Mit bebenden Fingern steckte ich mir eine Zigarette an.

»Geben Sie mir auch eine, Mr. Sinclair«, bat Lisa Cunning.

Ich mußte ihr das Stäbchen zwischen die Lippen schieben und die Zigarette festhalten, während ich die Flamme meines Feuerzeugs daran hielt. Sie zitterte so sehr, daß sie sich die Zigarette nicht selbst anstecken konnte.

Bei dieser Gelegenheit stellte ich fest, daß sie nun vollständig bekleidet war. Die Kleider paßten jedoch nicht zu ihr, waren viel zu bieder und zu schlicht und außerdem zu weit. Vor allem in der Taille hatte sie mit einer Sicherheitsnadel nachhelfen und den schlichten schwarzen Rock enger machen müssen. Leicht zu erraten, daß diese Kleider Mrs. Serapho gehörten. Lisa Cunning hatte sie hier in der Wohnung gefunden.

Nachdem wir die halbe Zigarette geraucht hatten, räusperte ich mich.

»Es wird Zeit, daß Sie mir eine ganze Menge erzählen, Mrs. Cunning«, sagte ich eindringlich.

Sie hielt den Blick gesenkt, als könne sie mir nicht in die Augen sehen.

»Wo soll ich anfangen?« murmelte sie.

»Am besten bei dem Tag, an dem Sie beschlossen, Ihren Mann umbringen zu lassen«, sagte ich rücksichtslos. Es hatte keinen Sinn, lange um den heißen Brei herumzureden. Je offener sie zu mir war, desto eher konnte ich ihr helfen.

»Ich weiß selbst nicht, was mit mir los war, Mr. Sinclair«, flüsterte sie stockend. Es fiel ihr schwer, über ihr Verbrechen zu sprechen. »Es stimmt, ich hätte George niemals heiraten sollen. Das war ein Fehler. Ich habe mich an seiner Seite zu Tode gelangweilt. Er war… war ein guter Mensch!«

Sie brach in Tränen aus, und ich ließ sie weinen, bis sie sich beruhigt hatte.

»Er war gut aber langweilig, Mr. Sinclair. So langweilig, daß ich es nicht mehr aushielt. Bis ich eines Tages durch Zufall Hank traf.«

»Hank Spilosa«, sagte ich.

Sie nickte. »Sie haben ihn kennengelernt. Ich verliebte mich in ihn. Es war eine heiße Leidenschaft, gegen die ich mich nicht wehren konnte, obwohl ich manchmal mit Hank Schluß machen wollte.«

»Mrs. Cunning! Ich verhöre Sie nicht wegen Ehebruchs. Das ist nicht meine Sache. Es geht um den Mord an Ihrem Mann!«

Wieder nickte sie. Ihr Gesicht nahm einen abwesenden Ausdruck an.

»Eines Tages – vor ungefähr drei Monaten – war diese Stimme in mir, die mir immer wieder riet, George umzubringen. Ich wehrte mich, aber ich war zu schwach. Endlich entschloß ich mich dazu.«

Vorsichtig stellte ich die nächste Frage. »Haben Sie vielleicht vor diesem Entschluß den Katalog eines Versandhauses erhalten?«

Sie sah mich erstaunt an. »Ja, woher wissen Sie das? Das war kurz bevor ich diese unseligen Gedanken zum ersten Mal fühlte. Zargos. Ja, so hieß das Unternehmen. Ich habe mir das Neglige bestellt, in dem Sie mich mit Hank überrascht haben.«

»Wo ist es jetzt?«

Sie deutete auf das Schlafzimmer. Ich holte das hauchdünne Kleidungsstück, warf es in die Spüle, kippte Spiritus darüber, den ich im Wandschrank fand, und warf ein Streichholz darauf.

Die Stichflame fuhr bis an die Decke. Durch die Küche klang ein schauerliches Stöhnen. Das Silberkreuz auf meiner Brust erwärmte sich und erkaltete sofort wieder, als das Neglige zu Asche zerfiel, die ich mit Wasser hinunterspülte. Ich hatte die dämonischen Kräfte vertrieben.

»Was… was war das für ein Stöhnen?« fragte Lisa Cunning stockend.

»Wissen Sie das wirklich nicht?« erkundigte ich mich. »Sprechen Sie weiter!«

Sie mußte sich erst sammeln. »Kaum hatte ich mich zu dem Mord entschlossen, als mir im Traum ein Gesicht erschien. Ein bleiches Gesicht ohne richtige Konturen.«

Sofort dachte ich an den Dämon, mit dem ich im Krankenhaus gekämpft hatte und der vor meinen Augen zerflossen war.

Zargos, der Dämon mit den tausend Masken, der nicht selbst töten konnte und sich ständig im Hintergrund hielt. Ich hatte ihn bisher kaum zu Gesicht bekommen, und doch war er allgegenwärtig. Wo ich hinfaßte, war er vor mir dagewesen.

»Diese Erscheinung bot mir an, George in meinem Auftrag ermorden zu lassen.« Jetzt begann Lisa Cunning wieder zu zittern. »Dafür sollte ich meine Seele dem Bösen verschreiben, ich hielt das alles für einen Alptraum und stimmte zu. Erst später begriff ich, daß ich tatsächlich ein Geschäft mit einem bösen Geist abgeschlossen hatte. Da war es schon zu spät, um zurückzutreten, und ich wollte es auch gar nicht. Meine Leidenschaft zu Hank trieb mich dazu!«

»Den Rest kann ich mir schon denken«, fuhr ich fort, als sie schwieg.

»Als Ihr Mann Sie in der Mordnacht verließ, erschien Ihnen wieder das bleiche Gesicht?«

»Richtig, Mr. Sinclair. Der Dämon gab sich zu erkennen und

versprach, mein Mann würde nicht mehr zurückkommen. Er hielt Wort. Ich rief sofort Hank an und holte ihn zu mir, als die Polizei wieder weg war. Doch dann kamen Sie! Ich spürte, wie der böse Geist mich packte und zur Flucht zwang. Ich fuhr mit einem Taxi hierher und versteckte mich, nachdem die Polizei auch aus dieser Wohnung abgerückt war. Der Fahrer hat wohl den Mund gehalten, weil ich ihm ein gutes Trinkgeld gab.«

»Woher hatten Sie Geld?« forschte ich.

»Ich fand es hier auf dem Küchentisch.« Lisa Cunning sank in sich zusammen. »Muß ich jetzt ins Gefängnis?«

Das war eine schwierige Entscheidung. Sie hatte ihren Mann durch den Dämon Zargos töten lassen. Aber wieweit hatte der Dämon sie überhaupt erst dazu gebracht, Mordgedanken zu hegen?

Ehe ich eine Entscheidung fällen konnte, passierte etwas, womit ich nicht mehr rechnete Zargos kam wieder über Lisa Cunning.

Bevor ich es merkte, sank sie schluchzend auf den Boden und robbte auf mich zu. Ich dachte, sie würde jeden Moment einen Nervenzusammenbruch erleiden, doch es war nur eine Finte.

Ihre Hände schnellten vor und krallten sich um meine Knöchel. Mit einem fürchterlichen Ruck riß sie die Beine unter meinem Körper weg, daß ich hilflos die Arme in die Luft warf.

Ich fand keinen Halt und schlug nach hinten, knallte mit dem Kopf gegen die Schranktür und sah Sterne. In meinem Schädel dröhnte es, als hätte ich ihn unter eine riesige Kirchenglocke gesteckt, die heftig geläutet wurde. Stöhnend wollte ich mich aufrichten, aber es ging nur im Zeitlupentempo.

Lisa Cunning stand schwankend vor mir. An ihrem Gesicht erkannte ich, daß Zargos sie wieder unter Kontrolle hielt. Ihre Faust schloß sich um ein Küchenmesser, die zehn Zoll lange Klinge zeigte auf mein Herz.

Und ich kam nicht vom Boden hoch!

Ich war durch den Sturz praktisch hilflos!

»Stirb, John Sinclair!« schrie Lisa Cunning.

Niemand im Haus hatte sich vorhin um die Schreie der Frau gekümmert, sonst wären meine Kollegen vom Streifendienst schon längst hier gewesen. Ich war verloren!

Als Lisa Cunning ausholte, schrillte die Türklingel. Jemand hämmerte mit Fäusten gegen das Holz.

»John! John!« schrie Jane Collins.

Ich erkannte ihre Stimme und bäumte mich auf, fiel jedoch matt auf den Boden zurück.

Jane konnte mir auch nicht mehr helfen. Bis sie die Tür aufgebrochen hatte, mußte ich längst tot sein.

Das Klingeln und Rufen hatte jedoch eine unerwartete Wirkung auf

Lisa Cunning.

Sie prallte zurück, starrte auf mich und dann auf das Messer und schleuderte es angewidert von sich.

»Nein, nein, nicht noch einmal!« flüsterte sie.

»Ganz ruhig«, sagte ich und streckte ihr die Hand entgegen. »Es kommt schon in Ordnung, Mrs. Cunning! Ganz ruhig!«

Sie befand sich nicht mehr vollständig in der Macht des Dämons, aber sie konnte noch immer nicht völlig frei handeln. Ich sah ihr an, daß ein innerer Zwang sie dazu drängte, noch einmal nach dem Messer zu greifen.

»Ich muß Sie töten, Sinclair!« rief sie keuchend. »Ich muß es tun! Es sei denn… nein! Ich kann nicht mehr!«

Ehe ich etwas tun konnte, wirbelte sie herum. Sie stürmte an das Küchenfenster und riß es auf.

Auch mein Schrei konnte sie nicht zurückhalten, als sie auf das Fensterbrett kletterte, kurz in die Tiefe blickte und dann sprang…

***

Der Stadtteil Southwark lag genau gegenüber dem Tower von London, südlich der Themse. Mitten im Stadtzentrum erstreckten sich Docks, Lagerhäuser, Verladekais und Industrieanlagen. Die wenigen Wohnhäuser waren alt und verkommen, viele von ihnen schon geräumt und zum Abbruch bestimmt. Auch die Fabrikanlagen selbst sahen so aus, als könnten sie den nächsten Herbststurm nicht mehr überstehen.

Ihre nackten Ziegelmauern waren rußgeschwärzt, die Fenster zum Teil eingeschlagen und nicht mehr ersetzt worden. Auf den Fahrwegen wucherte Unkraut.

Suko ließ die Harley Davidson langsam durch dieses Viertel rollen.

Sicher, Southwark bestand nicht nur aus diesen düsteren Gegenden. Es gab auch sehr hübsche Straßen mit gepflegten Einfamilienhäusern und sehr sauberen Wohnblocks, aber der Zargos-Versand hatte sich diesen einsamen und wenig einladenden Winkel ausgesucht.

Suko wandte sich mehrmals um. Er hatte das Gefühl, von bösartigen Augen belauert zu werden. Die Nähe des Dämons war greifbar.

Beinahe wäre er umgekehrt, als er endlich das richtige Gebäude fand.

Es war ein unproportionierter Steinklotz, rechteckig in der Anlage mit nackten Mauern und einem zur Hälfte eingestürzten Schornstein. Kaum vorstellbar, daß hier ein funktionierendes Unternehmen untergebracht sein sollte.

So wenig vertrauenerweckend die Gegend auch war, Suko blieb. Er wartete auch nicht auf mich, sondern bockte die Harley Davidson auf und ging vorsichtig auf das Gebäude zu.

Kein Mensch war zu sehen. Sogar die sonst überall

herumstreunenden Katzen fehlten. Die Straßen waren mit Papieren übersät, die der Wind vor sich hertrieb. Von der Themse drang das Tuten von Schleppkähnen herüber.

Kaum vorstellbar, daß sich auf der anderen Themseseite Hunderte Touristen aus allen Teilen der Welt im Tower drängten, daß der Verkehr durch die Straßen flutete und Menschen unterwegs waren. Suko hatte das Gefühl, in einer ausgestorbenen Stadt gelandet zu sein, in der er das einzige Lebewesen war.

Nichts wies darauf hin, daß sich jemand in dem Firmengebäude aufhielt. Die Fenster mußten zum Innenhof liegen. Außer einer Eisentür gab es in der Außenmauer keine einzige Öffnung.

Suko fand keine andere Möglichkeit, in diesen Komplex einzudringen.

Er mußte durch die Eisentür gehen. Es war ein Vorteil für seinen Gegner. Wenn der Dämon diesen einen Eingang überwachte, brauchte er keine Überraschung zu fürchten.

Suko holte noch einmal tief Luft, ehe er die Hand auf die Klinke drückte.

In gut geölten Angeln schwang die Tür langsam zurück. Tiefe Dunkelheit klaffte dahinter. Nichts zu erkennen!

Mit der Hand an der Beretta schwang Suko geschmeidig durch das Tor zur Seite, drückte sich gegen die Wand und starrte in die drohende Dunkelheit. Riesige Formen schälten sich heraus. Behälter. Mehr konnte er noch nicht erkennen. Draußen war heller Nachmittag. Hier drinnen herrschte Finsternis wie in tiefster Nacht.

Erst jetzt sah er ein, daß er sich getäuscht hatte. Es gab keinen Innenhof. Das gesamte Gebäude bildete einen Würfel mit fensterlosen Außenwänden. Im Inneren gab es keine Zwischenwände, auch keine Zwischendecken, obwohl das Bauwerk eine Höhe von zwei Stockwerken erreichte. Nur an den Wänden führten ringsum Galerien.

Sie waren offen, und man erreichte sie über ebenfalls offen geführte Treppen, die an amerikanische Feuerleitern erinnerten.

Suko war die Anlage nicht ganz klar, weil er sich keinen Reim auf diese Galerien machen konnte. Sie interessierten ihn allerdings auch nicht besonders. Viel wichtiger waren die Behälter, die er nun besser erkennen konnte. Es waren riesige Container. Also mußte es wenigstens ein Tor in einer anderen Wand geben, durch die sie hereingeschafft worden waren.

Da der Chinese niemanden sah, löste er sich von der Wand und ging vorsichtig auf den ersten Behälter zu. MADE IN CHINA stand darauf und ließ offen, ob Rotchina oder Taiwan gemeint war. Die seitliche Klappe des Containers stand offen. Suko zog sie weiter auf und sah, daß zwei Drittel des Containers mit Kartons gefüllt waren. Einer war geöffnet. Holzwolle quoll daraus hervor. Mein Freund griff hinein,

stieß auf etwas Hartes und holte eine Tonschale heraus. Sie war mit sehr hübschen Blumen bemalt. Sofort erinnerte er sich daran, daß er eine solche Schale in dem Prospekt des Zargos-Versandes gesehen hatte.

Somit war das wenigstens geklärt. Die Container enthielten die Ware, die Zargos verschickte.

Aber wo steckte dieser Dämon?

Schlurfende Schritte ließen Suko herumfahren. Er riß die Beretta hervor, senkte sie jedoch sofort wieder.

Ein alter, in einen roten Mantel gehüllter, sichtlich gebrechlicher Mann mit strähnigen weißen Haaren und einem Vollbart kam tapsend auf ihn zu, den Kopf seitlich geneigt, die müden, von feinen Äderchen durchzogenen Augen gleichmütig auf Suko gerichtet.

»He, Sie!« rief der Alte mit krächzender Stimme: »Was tun Sie hier? Das hier ist Privatgelände! Betreten verboten! Gehen Sie! Gehen Sie schnell, bevor ich die Polizei rufe!«

Suko steckte die Waffe weg. »Immer mit der Ruhe«, sagte er beschwichtigend. »Ich wollte mich nur mal umsehen.«

»Das sagen alle!« Der Alte hob drohend die dürre Faust. Damit konnte er niemandem Angst machen, nicht einmal einem viel schwächeren Mann als Suko. »Alle wollen sich nur mal umsehen, und dann reißen sie sich etwas unter den Nagel! Diebsgesindel! Verschwinden Sie!«

»Einen Moment! Sie sind hier der Wächter?«

»Allerdings!« Der Mann warf sich in die Brust.

»Dann können Sie mir auch sagen, wo ich den Chef dieses Unternehmens finde. Oder einen Geschäftsführer oder etwas Ähnliches.«

Der Greis kicherte. »Sicher nicht am Sonntag, Mister! Na, Sie scheinen ganz in Ordnung zu sein. Kommen Sie morgen wieder, dann sind alle da.«

»Wer alle?« fragte Suko mißtrauisch.

»Wer eben zu einem solchen Versandhaus gehört. Arbeiter, Sekretärinnen und der Chef, Mr. Zargos.«

Das war der Name, der Suko am meisten interessierte. »Sie wissen nicht, wo dieser Mr. Zargos wohnt?« fragte er gespannt.

»Keine Ahnung«, behauptete der alte Mann. »Und jetzt gehen Sie! Ich muß das Tor abschließen!«

Suko nickte und bedankte sich. Er hielt den alten Mann für harmlos und schritt auf das Tor zu. Trotzdem bewahrte er sich einen kleinen Rest von Vorsicht. Instinktiv lauschte er auf die Geräusche in seinem Rücken.

Als er ins Freie trat, hörte er ein feines Schaben.

Blitzartig drehte er sich um. Der Greis wirkte gar nicht mehr harmlos

und friedlich. Seine jetzt leuchtend roten Augen sprühten Haß und Wut, und sein zahnloser Mund war zu einem bösartigen Schrei geöffnet, ohne daß er einen Laut von sich gab.

In seiner knochigen Faust mit dem spindeldürren Finger hielt er ein schweres Beil, das er Suko auf den Kopf schlagen wollte. Das Werkzeug sauste nieder, doch mein Freund warf sich gedankenschnell zur Seite. Gleichzeitig packte er zu und bekam den Arm des Angreifers zu fassen.

Im nächsten Moment ließ Suko mit einem erschrockenen Schrei los.

Der Arm fühlte sich an, als wäre er aus weichem Gummi gemacht.

Suko hielt ihn in Höhe des Ellbogens fest. Der Unterarm schwang jedoch weiter, rollte sich förmlich ein. Das Beil schepperte auf den Boden und polterte klirrend und krachend gegen die Eisentür. Suko schaffte es nicht, den Alten festzuhalten. Der Arm löste sich zwischen seinen Fingern auf und floß wie eine klebrige Masse zu Boden.

Als der unheimliche Mann zurücktaumelte, besaß er dennoch wieder beide Arme, mit denen er gnadenlos zuschlug.

Normalerweise wäre Suko auch diesem Schlag ausgewichen, doch der Schock wirkte. Er zögerte eine Zehntelsekunde, die ihm zum Verhängnis wurde. Die Hände des Unheimlichen trafen ihn seitlich am Hals.

Wie ein gefällter Baum brach Suko in die Knie.

Er schlug noch seine Finger in die Beine seines Gegners, doch wieder griff er in eine weiche, nachgiebige Masse, von der seine Hände abglitten.

Er spürte einen harten Treffer im Nacken, dann war der Film für Suko endgültig gerissen. Wie tot rollte er auf den Hallenboden.

Er war jedoch nicht tot, denn Zargos, der Dämon, konnte nicht töten…

***

Der Anblick der aus dem Fenster springenden Frau riß mich vom Boden hoch. Der Schock darüber vertrieb die teilweise Lähmung, die von meinem bösen Sturz herrührte.

Wankend und torkelnd lief ich zum Fenster, stützte mich ab und beugte mich hinaus. Da unten lag Lisa Cunning, die ihr Verbrechen mit dem Leben gesühnt hatte. Kein Gericht hätte sie so hart bestraft. Sie selbst hatte dieses Ende gewählt, und dabei hatte sie mir das Leben gerettet. Hätte sie sich nicht selbst getötet, hätte Zargos vielleicht in ihr wieder die Oberhand bekommen und sie zu dem Mord an mir gezwungen.

Heftiges Trommeln an der Wohnungstür und pausenloses Schellen brachten mich zu mir. Ich stieß mich vom Fenster ab und öffnete.

Jane Collins taumelte mir entgegen. Sie packte mich an den Armen

und starrte mir besorgt ins Gesicht. »John, ist alles in Ordnung?« rief sie. »Ich habe Geräusche gehört und… John, was ist? Du machst ein so merkwürdiges Gesicht!«

»Lisa Cunning hat sich umgebracht«, sagte ich tonlos. »Sie ist aus dem Fenster gesprungen. Ich muß nach ihr sehen.«

»O Gott«, murmelte Jane und wurde blaß.

Sie wirkte abgehetzt und nervös, doch das beachtete ich in diesem Moment nicht weiter. Ich führte es auf die Sorge um mich zurück.

Obwohl ich nicht viel Hoffnung hatte, war es meine Pflicht, mich um Mrs. Cunning zu kümmern. Jane begleitete mich in den Lichthof.

Ich sah auf den ersten Blick, daß kein Mensch mehr helfen konnte. An der unnatürlichen Stellung des Kopfes erkannte ich, daß sie sich bei dem Sturz das Genick gebrochen hatte.

In den umliegenden Häusern waren die Fenster aufgegangen.

Menschen starrten zu uns herunter, schweigend und abwartend. Diese stumpfe Neugier war erschreckend und alarmierend. Der Selbstmord dieser Frau konnte die Nachbarn kaum aufregen.

Mrs. Serapho hatte kein Telefon gehabt. Deshalb mußte ich bei einer Nachbarin klingeln und von dort den Yard verständigen. Den Rest sollten meine Kollegen erledigen.

Bis sie eintrafen, kehrte ich mit Jane in die Wohnung zurück und machte mich an die Suche nach dem Prospekt des Versandhauses, das einen so verhängnisvollen Namen führte.

»Du wolltest mich im Yard sprechen?« fragte ich Jane, die sich noch immer nicht von dem Schreck erholt zu haben schien. Sie war nervös und fahrig. »Worum ging es denn? Hattest du nicht einen eigenen Fall? Soll ich dir helfen?«

»Es war sehr wichtig, John, sonst wäre ich nicht in den Yard gefahren.« Sie schluckte und ließ sich in einen Sessel im Wohnzimmer fallen. »Ich mußte dich sofort sprechen!«

Ich nahm mir alte Zeitungen vor und blätterte sie durch. »Ja, und was war es?«

Ich erhielt keine Antwort. Rasch legte ich einen Stapel Zeitungen beiseite und nahm mir den nächsten vor. Vielleicht hatte ich endlich Glück.

»Jane, du wolltest mir etwas Wichtiges sagen«, erinnerte ich sie.

Noch immer sagte sie kein Wort. Das kam mir merkwürdig vor. Ich unterbrach meine Arbeit und blickte hoch.

Jane saß verkrampft in dem Sessel, als habe sie Schmerzen. Ihre Augen glänzten wie im Fieber, Ihre Lippen zuckten.

»Jane!« rief ich erschrocken und ließ die Zeitungen auf den Boden fallen. Der gesuchte Katalog glitt zwischen den Seiten hervor und blieb auf dem abgewetzten Teppich liegen. Ich beachtete ihn nicht weiter.

Jane war für mich wichtiger.

Ich kauerte mich neben ihren Sessel und faßte sie an den Armen. Als ich sie leicht schüttelte, merkte ich, wie verkrampft sie war. Steif wie ein Brett!

»Jane!« Ich rief mehrmals ihren Namen, ohne Erfolg.

Daraus wurde ich nicht schlau. Erst einmal mußte ich diesen Krampf lösen! Ich hob sie hoch, um sie zu der Couch zu tragen. Vielleicht wurde es im Liegen besser.

Dabei rutschte die Handtasche von ihrem Schoß und fiel auf den Boden. Als ich Jane an mich preßte, ging ein kurzer Ruck durch ihren Körper.

»John!« rief sie überrascht. »Was hast du denn mit mir vor? Doch nicht jetzt!«

Vor Verblüffung hätte ich sie um ein Haar fallen lassen.

»Himmel, Jane!« rief ich und setzte sie auf die Couch. »Was war denn mit dir los? Ich habe das Schlimmste schon befürchtet!«

Sie sah elend aus. Mitleiderregend. Ihre Augen füllten sich plötzlich mit Tränen!

»John!« Schluchzend sank sie in meine Arme. »Es ist gräßlich! Ich hätte beinahe zwei Menschen erschossen!«

»Was?« rief ich erschrocken, in diesem Moment dachte ich, sie wäre in einen Kriminalfall verwickelt und hätte in Notwehr auf jemanden schießen müssen. Kein Wunder, daß sie so mitgenommen war. »Wie ist es denn passiert? Nun beruhige dich erst einmal, wenn es nötig ist, kann ich den Yard anrufen und…«

»Nein, du verstehst nicht! Ich hätte sie beinahe ermordet!«

Ich starrte sie ungläubig an. Stockend und mit langen Pausen schilderte Jane, wie Mr. Fenbright mit dem sonderbaren Wunsch an sie herangetreten war, seine Frau und deren Liebhaber zu überreden, ihr Verhältnis aufzugeben.

»Ich dachte mir nichts Böses dabei«, sagte sie erstickt und holte ein Taschentuch aus ihrer Jacke. »Aber dann zwang mich eine innere Stimme, meine Pistole zu ziehen und auf die beiden zu schießen! Das heißt, ich habe es nicht getan! Ich konnte nicht!«

Ich war fassungslos und zermarterte mir den Kopf, wie das hatte passieren können. Jane ließ sich doch sonst nicht so leicht beeinflussen!

»Vielleicht ist dieser Fenbright Hypnotiseur?« sagte ich und glaubte selbst nicht so recht daran. Es wäre zu unwahrscheinlich gewesen.

Jane schüttelte auch sofort den Kopf. »Nein, das ist es nicht. Ich kann mich dunkel erinnern, daß ich etwas beobachtet habe… warte… es fällt mir gleich wieder ein!«

Ich griff nach meinen Zigaretten, während Jane überlegte. Sie murmelte etwas vor sich hin, schüttelte den Kopf, murmelte wieder

etwas. Ich ließ sie in Ruhe nachdenken, stand auf und holte mir den Prospekt von Zargos.

»Das ist es!« schrie Jane auf. »Hier, die Handtasche!«

Sie riß mir den Katalog aus der Hand, blätterte aufgeregt darin und deutete endlich auf das Bild einer Handtasche.

Ich starrte abwechselnd in den Katalog und auf Janes Tasche, die auf den Boden gefallen war. Es war die gleiche Tasche!

»Zargos!« rief ich aus. »Du hast diese Handtasche bei Zargos bestellt!«

Jane nickte heftig. »Ich habe nicht auf den Namen geachtet, sondern nur das große Z gesehen. Auf dem Prospekt und auf der Handtasche! Aber jetzt weiß ich es wieder! Ganz verschwommen sah ich einen Dämon aus der Handtasche erscheinen. Er führte meine Hand mit der Pistole. Zargos wollte mich zu dem Mord zwingen!«

Jane wußte noch viel zu wenig über den heißen Fall, den ich soeben bearbeitete und in den sie verwickelt war, ohne daß es einer von uns geahnt hätte.

»Das ist ja schrecklich!« rief sie, als sie alles erfahren hatte. »Kannst du dir vorstellen, John, wie viele Menschen diesen Katalog erhalten und daraus bestellt haben? Und alle diese Leute sind wahrscheinlich über die gekauften Gegenstände zu Sklaven des Dämons geworden! Es ist ein satanischer Plan! Zargos schafft sich auf diese Weise ein Heer von willenlosen Sklaven. Irgendwann wird er stark genug sein, daß er mit Hilfe seiner Sklaven ein Chaos auslösen kann!«

Ich schauderte bei diesem Gedanken. »Unmöglich, alle Käufer aufzuspüren, die Gegenstände zu vernichten und sie auf diese Weise zu schützen. Wir müssen an die Quelle des Bösen gehen. Zu Zargos selbst! Erst wenn ich den Dämon vernichtet habe, ist auch seine Macht besiegt.«

Jane nahm mir den Katalog aus der Hand und drehte ihn um. »Hier ist die Adresse. In Southwark!«

Ich verließ mit Jane die Wohnung. Soeben trafen meine Kollegen vom Yard ein, so daß ich nicht mehr zu warten brauchte. Ich erklärte ihnen kurz, worum es ging und wer die Tote war.

Jane stieg zu mir in den Bentley. Sie fuhr lieber mit mir und wollte ihren Wagen später abholen.

»Ruf doch bitte Shao an«, ersuchte ich meine Freundin. »Sie wartet in meinem Apartment auf Nachricht.«

Jane tat es. Sie selbst sagte nicht viel sondern hörte sich an, was Shao zu berichten hatte. Als sie auflegte, merkte ich an ihrem besorgten Gesicht, daß etwas geschehen war.

»Suko hat die Adresse des Zargos-Versandes bereits herausgefunden«, sagte sie leise. »Er ist schon in Southwark, ohne auf dich zu warten. John, gib Gas! Suko braucht unsere Hilfe!«

Sie hätte mich nicht extra auffordern müssen. Kaum hörte ich, daß

Suko sich allein vorgewagt hatte, als ich auch schon das Gaspedal durchdrückte.

Jetzt ging es möglicherweise um Sekunden!

Ich durfte meinen Freund nicht im Stich lassen!

***

Als Suko zu sich kam, herrschte rings um ihn absolute Dunkelheit.

Nicht der geringste Lichtschimmer drang an seine Augen.

Noch halb benommen glaubte er, Zargos hätte ihm die Augen verbunden, doch das stimmte nicht. Er war nicht einmal gefesselt.

Leise stöhnend stemmte sich Suko auf Hände und Knie hoch. Unter sich fühlte er einen glatten, harten und kühlen Boden. Als er dagegen klopfte, gab es einen hohlen Ton.

Noch war Suko nicht soweit auf den Beinen, daß er seine Lage richtig einschätzen konnte. Er dachte sogar, es wäre bereits Nacht, weil er so lange bewußtlos gewesen war.

Vorsichtig schob er sich weiter und befühlte vor jeder Bewegung seine Umgebung. Oft genug war er im wahrsten Sinn des Wortes auf verborgene Falltüren hereingefallen!

Nach wenigen Schritten war seine Erkundung zu Ende. Er stieß gegen eine massive Wand, klopfte dagegen und hörte wieder den hohlen Ton.

Dasselbe passierte in der entgegengesetzten Richtung, und als er sich einmal nach links, dann nach rechts wandte, prallte er ebenfalls gegen Wände.

Er befand sich in einem kleinen Raum, in dem er weder Türen noch Fenster ertastete.

Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Zargos hatte ihn in einen der Container gesperrt!

Suko stellte sich blitzschnell die Behälter vor und wußte, wo er die Ladeöffnung zu suchen hatte. Zu seiner grenzenlosen Enttäuschung ließ sie sich jedoch von innen nicht entriegeln.

Zargos hatte ihm seine Pistole gelassen, aber die half ihm jetzt auch nicht.

Die starken Stahlwände des Containers widerstanden den Silberkugeln, und der Container war selbst ein Dämonenwerk. Somit konnte ihn die Kraft des geweihten Silbers nicht zerstören.

Suko ließ sich auf den Boden sinken. Er mußte sich vorläufig damit abfinden, gefangen zu sein. In Ruhe dachte er darüber nach, wie er sich befreien konnte.

Mit der Ruhe war es jedoch schlagartig vorbei, als er außerhalb des Containers Geräusche hörte. Und Stimmen!

Frauenstimmen!

»Bringt noch mehr Holz!« befahl eine eiskalt klingende Stimme. »Es

muß richtig brennen, damit der Kerl geschmort wird!«

Die Krankenschwester von der Aufnahme in dem Hospital, in dem Randolph Lavender lag!

Nicht schwer zu erraten, wer die anderen Personen waren, die aus dem Stahlcontainer einen überdimensionalen Backofen machen mußten!

Suko erinnerte sich nur ungern an den Kampf im Fahrstuhl des Krankenhauses!

Suko war längst klar geworden, daß die Gegenstände dieses zur Tarnung betriebenen Versandes eine magische Beziehung zwischen Zargos und seinen menschlichen Werkzeugen herstellte.

Doch dieses Wissen half ihm nicht weiter. Er konnte sich nicht aus dem Container befreien und auch nicht verhindern, daß die Frauen das Holz rings um die Metallwände seines Gefängnisses in Brand steckten.

Suko hörte das Knistern der Flammen und wich instinktiv von den Wänden zurück, obwohl die Hitze noch nicht auf den Behälter übergriff.

Aber lange konnte es nicht mehr dauern.

Mein Freund suchte krampfhaft nach einem Ausweg. Die Luft wurde immer schlechter, ohne daß er eine Lösung fand. Die Temperatur stieg.

Suko traten die Schweißperlen auf die Stirn. Er legte sich flach auf den Boden und atmete so wenig wie möglich. Und er behielt die Nerven, obwohl die Situation von Minute zu Minute bedrohlicher wurde. Das einzige Geräusch, das zu ihm in die absolute Dunkelheit drang, war das Poltern von Holzscheiten oder anderen brennbaren Gegenständen, die seine Henkersknechte in die Flammen warfen.

Nur nicht in Panik geraten, befahl er sich. Je aufgeregter er war, desto mehr Sauerstoff brauchte er auch. Doch er ahnte jetzt schon, daß er nicht an Luftmangel, sondern an Hitze sterben würde, falls nicht rechtzeitig Hilfe kam.

Es wurde unerträglich heiß. Suko riß sich die schwere Lederkleidung vom Körper und wollte auch die Stiefel ausziehen. Darauf verzichtete er jedoch sehr schnell, da die Hitze auf den Boden übergegriffen hatte.

Auch wenn die Krankenschwestern unter dem Container kein Feuer entzündet hatten, breitete sich die Glut doch sehr schnell aus.

Suko mußte sich auf seine Lederkleidung legen, und auch das war nur eine Lösung für kurze Zeit, denn sie konnte ihn nicht mehr lange schützen.

Die Dunkelheit wurde von roten Lichtpunkten und gelb strahlenden Sternen durchbrochen, die vor Sukos Augen platzten. In seinen Ohren begann es zu dröhnen und zu rauschen. Er riß den Mund weit auf.

Die ersten Halluzinationen setzten ein.

Nur der eisernen Selbstdisziplin des geschulten Karatekämpfers hatte Suko es zu verdanken, daß er auch jetzt noch die Ruhe bewahrte. Er schloß mit dem Leben ab.

Sein letzter Gedanke galt Shao, die nun vergeblich auf ihn warten würde. Dann setzte die große Schwärze ein und löschte seine Gedanken aus…

***

Jane Collins klammerte sich am Haltegriff in meinem Bentley fest.

»Ich habe gesagt, du sollst etwas Gas geben!« rief sie und wurde in einer Kurve gegen die Tür gedrückt. »Ich habe nicht gesagt, daß du fliegen sollst!«

Ich saß scheinbar entspannt und locker hinter dem Steuer des schweren Wagens. Innerlich war ich jedoch mit jeder Faser angespannt, um die Kontrolle nicht zu verlieren. Ich holte das Letzte aus dem Bentley, soweit das hier in der Stadt überhaupt möglich war.

Eine innere Stimme sagte mir, daß ich mich beeilen mußte. Es waren bestimmt keine leeren Worte, daß es um jede Sekunde ging.

Kurz vor dem Kennington Park gab es eine Panne. Ein Streifenwagen schob sich hinter mich. Ich reagierte nicht, sondern raste weiter.

Daraufhin schalteten die Polizisten kurzerhand Blaulicht und Sirene ein und schoben sich an mir vorbei.

Ich murmelte etwas, das ich nicht wiedergeben möchte, um niemanden zu verschrecken. Wütend rammte ich den Fuß auf die Bremse, aber ich durfte meinen Kollegen keinen Vorwurf machen. Sie konnten nicht ahnen, worum es ging.

Dafür schrie ich es ihnen zu, sobald sie stoppten. Ich zeigte ihnen meinen Ausweis und nannte die Adresse des Zargos-Versandes.

So hatte der Aufenthalt auch eine gute Seite. Der Streifenwagen fuhr mir mit Blaulicht und Sirene voraus und schaffte freie Bahn für meinen Bentley. Die Polizisten sperrten Kreuzungen für mich und fuhren verkehrt durch Einbahnstraßen. Ich sparte auf diese Weise sicher ein paar Minuten.

»Da vorne ist es!« rief Jane. Sie hielt ihre Astra-Pistole schußbereit.

»Keine Sorge, John! Suko kann sich notfalls auch selbst verteidigen. Er ist schließlich bewaffnet und kann…«

Sie brach mit einem Schreckensschrei ab.

Vor uns stand eine schwarze Rauchwolke. Ich orientierte mich kurz.

Das würfelförmige Gebäude, aus dem die Schwaden zogen, war die Zentrale des Dämons. Suko hatte das Lager- und Bürohaus bestimmt nicht angezündet!

Der Bentley kam mit kreischenden Reifen und schleudernd zum Stehen. Ich stieß die Tür auf und sprang ins Freie. Vor mir hielt der Streifenwagen. Das Warnlicht drehte sich noch, nur die Sirene hatten

sie abgestellt. Der Beifahrer sprach über Funk.

»John, du mußt auf die Feuerwehr warten!« schrie Jane hinter mir her.

»Du kannst nichts machen!«

Ich hörte nicht auf sie. Suko war nicht zu sehen. Er mußte in dem Ziegelbau stecken!

Es gab für mich kein Halten!

Das Eingangstor stand weit offen. Ich schnellte mich in die Halle hinein und schloß für einen Moment die Augen.

Vor mir loderte eine Flammenwand zur Decke, die hoch über mir lag.

Wind fauchte durch das Tor an den Brandherd heran und nährte die Flammen, die bis zum Dach schlugen.

Mit einem Blick erfaßte ich die Situation. Container waren nur im Hintergrund der Halle gestapelt.

Ein einzelner Container stand genau im Mittelpunkt. Er war kaum noch zu sehen, da ringsherum Holz aufgeschichtet war. Ich hatte keine Ahnung, woher so viel Brennbares stammte.

An einer Stelle glühte die Metallwand des Containers bereits.

Ich entdeckte auch die Brandstifter – sieben Frauen! Nur eine von ihnen trug die Uniform einer Krankenschwester. Dennoch erkannte ich sie alle. Suko hatte sie mir genau beschrieben. Sie hatten einmal versucht, ihn mit Skalpellen zu ermorden. Jetzt versuchten sie es mit Feuer…!

»Suko!« schrie ich auf.

Er mußte in dem Container stecken! Sie hatten ihn darin gefangen und brachten ihn auf Befehl von Zargos um! Eine schauerliche Methode!

»Suko!« brüllte ich noch einmal und sprang auf die Flammen zu. Die Hitze trieb mich zurück.

Wo steckte Zargos? Der Dämon lauerte bestimmt irgendwo im Hintergrund! Und die Frauen blieben auch nicht untätig!

Sie griffen an…

»Sir, gehen Sie zurück!« schrie hinter mir ein Polizist. »Gegen die Flammen kommen…«

Ich achtete nicht auf ihn. Er hatte die Frauen noch nicht entdeckt.

Sie nahmen mich in die Zange, kamen von links und rechts und zählten auf ihre Übermacht. In ihren verzerrten Gesichtern war zu lesen, daß sie völlig unter dem Einfluß des Dämons standen.

Noch bevor sie mich erreichten, entdeckte ich Zargos. Zumindest war ich überzeugt, daß er es war!

Ein uralter Mann, der kaum noch Kraft in seinem ausgemergelten Körper haben konnte, kletterte mit rasender Geschwindigkeit über die Leitern auf die oberste Galerie hinauf.

Die erste Krankenschwester sprang mich an. Wie ein wildes Tier

schnellte sie sich auf mich und riß mich zu Boden. Ihre Fingernägel zielten auf mein Gesicht. Ich umklammerte ihre Handgelenke, aber ich brauchte meine ganze Kraft, um sie festzuhalten. Die anderen Frauen fielen über mich her.

Ich schleuderte ihnen die erste Angreiferin entgegen. Drei von ihnen gingen zu Boden, die anderen versuchten wieder, an mich heranzukommen.

Jane warf sich dazwischen und fällte eine der Frauen mit einem vorsichtig dosierten Karateschlag. Ich kämpfte zurückhaltend, obwohl mir die Zeit auf den Nägeln brannte. Suko mußte schnellstens aus dem Container befreit werden!

Endlich kamen uns auch die Polizisten zu Hilfe. Sie schafften mir Luft, so daß ich vom Boden hochschnellen konnte.

Mit durchdringend gellenden Sirenen hielten vor der Halle die Wagen der Feuerwehr. Sukos Rettung hatte Vorrang vor der Jagd auf den Dämon. Deshalb blieb ich stehen und wartete auf den Wasserstrahl, der im nächsten Moment durch das Tor zischte.

Die Krankenschwestern waren ausgeschaltet. Zwei Frauen legte ich selbst Handschellen an, die anderen wurden von den Polizisten versorgt.

Jane hatte noch Schwierigkeiten mit ihrer Gefangenen. Das lenkte mich für einen Moment ab. Als ich wieder auf den Container blickte, blieb mir fast das Herz stehen.

Die Flammen loderten ungehindert weiter. Der Wasserstrahl erreichte sie nicht, sondern prallte dicht davor von einem unsichtbaren Hindernis ab.

»John Sinclair!« donnerte aus der Höhe des Daches dieselbe Stimme, die ich schon im Hyde Park gehört hatte. »Dein Freund ist verloren! Du kannst ihn nicht mehr retten!«

»Zargos!« zischte ich.

Ohne zu überlegen, hetzte ich los, sprang die nächste Leiter an, faßte eine Sprosse in Kopfhöhe und schwang mich auf die erste Galerie, kletterte hastig weiter und achtete nur darauf, nicht abzurutschen. Mein Sturz hätte Sukos Tod nach sich gezogen… falls er überhaupt noch lebte!

Zargos hatte eine magische Barriere rings um den brennenden Container gezogen. Ich hatte Erfahrung in diesen Dingen. Es hätte viel zu lange gedauert, die Barriere zu beseitigen. Ich mußte den Dämon vernichten. Mit seinem Ende würde auch die Sperre fallen.

Zargos wollte mir zuvorkommen. Er hatte meinen Plan durchschaut und durchkreuzte ihn.

Der scheinbar alte und gebrechliche Mann hatte bereits die oberste Galerie erreicht und sich auf eine Plattform zurückgezogen, von der es kein Entkommen mehr gab.

Trotzdem konnte er mir entfliehen, allerdings auf seine Weise. Er löste die menschliche Gestalt auf, wie er das schon im Krankenhaus getan hatte.

Er wurde kleiner und floß in die Breite. Diesmal erschreckte es mich nicht mehr, als seine Augen auf dem teigigen Gesicht tiefer sanken und sich mit dem Mund verbanden.

Ich mußte noch ein Stockwerk hinter mich bringen, und ich konnte jetzt schon abschätzen, daß ich es nicht schaffen würde. Der Dämon Zargos mußte sich bereits vollständig aufgelöst haben, ehe ich die Plattform erreichte.

Und das war Sukos sicherer Tod!

Ich mußte alles auf eine Karte setzen.

Noch auf der Leiter stehend, hakte ich mich mit dem linken Arm an den Holmen fest. Mit der Rechten riß ich das Silberkreuz hervor und löste es von meinem Hals.

Und dann ging es schneller, als man es beschreiben kann. Ich zielte und schleuderte das Silberkreuz auf den Container mit Suko! Aber ich konnte den Flug des Kreuzes nicht verfolgen.

Im selben Moment riß ich nämlich meine Beretta hervor. Meine Hand flog hoch, mein Finger krümmte sich am Abzug.

Eine Silberkugel nach der anderen jagte ich durch den Lauf, und jeder traf den Dämon Zargos. Er besaß keine Ähnlichkeit mehr mit einem Menschen, sondern war nur noch ein formloser Klumpen auf der Plattform.

Die Silberkugeln bohrten sich in die magische Masse, aus welcher der Dämon seine verschiedenen Körper geformt hatte. Er stand auf der Rangleiter der Dämonen bereits hoch oben, konnte daher von einer einzigen Silberkugel nicht vernichtet werden, aber alle zusammen und die Macht meines Silberkreuzes brachen seine Kraft!

Als die letzte Silberkugel in Zargos schlug, platzte die breiige Masse förmlich auseinander. Noch im selben Moment wurde sie brüchig, zerkrümelte und löste sich zu Staub auf.

Die Flammen rissen heiße Luft unter das Dach. Mein Hals war vollständig ausgedörrt. Diese Luftströme bliesen die Überreste von Zargos nach allen Seiten auseinander.

Der Dämon der 1000 Gesichter existierte nicht mehr!

Hatte das Suko noch geholfen?

Meine Augen tränten von der Hitze und dem Rauch, als ich in die Tiefe starrte. Das Silberkreuz lag auf dem Container. Hell strahlte es durch die flackernden Flammen.

Der Wasserstrahl prallte gegen die Verschlußklappe des Containers!

Die magische Sperre war aufgehoben!

Ich glitt mehr in die Tiefe als daß ich kletterte. Das letzte Stück ließ ich die Beine frei hängen und hielt nur noch die Seitenholme. Wie ein

Stein sauste ich in die Tiefe, prallte auf den Boden und rollte mich ab, schnellte wieder hoch und rannte auf den Container zu.

Noch hielt ich die Beretta in der Hand. Der Wasserstrahl prallte donnernd gegen die Metallklappe, teilte sich und spritzte nach allen Seiten. In Sekundenschnelle wurde ich bis auf die Haut durchnäßt.

Ich wagte nicht, den Griff zu berühren. Vor wenigen Momenten hatte er noch geglüht. Ich schlug mit der Beretta so lange dagegen, bis die Verriegelung aufsprang.

Ein Schwall brüllend heißer Luft schlug mir entgegen. Und dann sah ich Suko…

Er lag reglos auf seinem Lederanzug! Kein Lebenszeichen!

Ich sprang in den Container! Himmel, was für eine Hitze! Obwohl meine Kleider durchnäßt waren, brach mir sofort der Schweiß aus.

Ohne zu zögern packte ich Suko, wuchtete ihn mir auf die Schultern und rannte mit ihm ins Freie. Die Feuerwehrmänner lenkten den Wasserstrahl zur Seite, damit Suko keinen Schock erlitt.

Ich sah die Ärzte und Sanitäter, lief mit meiner Last auf den Krankenwagen zu und legte Suko mit Hilfe der Sanitäter auf die bereitstehende Bahre.

Tief aufatmend wankte ich ein paar Schritte zur Seite und blieb stehen, starrte angespannt auf Sukos schweißglänzendes Gesicht und den Arzt, der fieberhaft arbeitete.

Sie gaben Suko mehrere Injektionen, beatmeten ihn und schlossen ihn an einen Tropfer an. Verzweifelt starrte ich auf die mir fremden Geräte, auf die Anzeigeskalen und die Warnanlagen und fühlte eine Hand an meinem Arm.

Jane!

Sie trat zu mir und klammerte sich an mich. Gemeinsam warteten wir.

Die Minuten dehnten sich für uns zu Ewigkeiten.

»Mein Gott«, flüsterte Jane, als Suko noch immer kein Lebenszeichen von sich gab.

Hinter uns dröhnten die schweren Motoren der Feuerwehr, zischten die Wasserstrahlen und prasselten die erlöschenden Flammen. Trotzdem kam es mir so vor, als befänden wir uns in einem luftleeren, geräuschlosen Raum, völlig isoliert.

Wenn sich der Arzt aufrichtete, sah ich für Momente Sukos Gesicht.

Es wirkte wie aus Wachs geformt.

Ich konnte mich nicht über den Triumph über die Hölle und Zargos freuen. Shao fiel mir ein, dann Bill und Sheila Conolly. Blitzschnell erinnerte ich mich an die Fälle, die ich gemeinsam mit Suko gelöst hatte. Wie oft hatte er mir das Leben gerettet?

Ich konnte es nicht mehr zählen.

Ich merkte erst, daß ich mir die Unterlippe blutig gebissen hatte, als

es warm über mein Kinn lief. Achtlos wischte ich das Blut mit dem Hemdärmel weg.

Wie lange noch…?

Endlich richtete sich der Arzt auf, sah zu uns herüber und nickte.

Jane und ich traten langsam näher. Ich wagte kaum, mich über die Bahre im Krankenwagen zu beugen.

Sukos Augen standen unnatürlich weit offen.

Aber er blickte uns an, und als er uns erkannte, lächelte er schwach.

»Es wird schon wieder«, sagte ich mit belegter Stimme und grinste aufmunternd. »Kopf hoch!«

Suko wollte etwas sagen, aber dazu war er noch zu schwach.

Drei Stunden später aber, als wir ihn, zusammen mit Shao, Bill und Sheila besuchten, konnte er uns schon erzählen, wie er in den Container geraten war.

»Ich verstehe gar nicht, warum ihr so ein Theater macht«, meinte er abschließend. »Andere zahlen in Schönheitsfarmen eine Unmenge Geld dafür, daß sie einmal richtig schwitzen können. Ich habe es gratis bekommen!«

Wir lachten befreit, aber in Shaos Augen stand noch das stumme Entsetzen. Ich gab den anderen ein Zeichen, und wir verließen das Krankenzimmer. Die beiden wollten jetzt sicher erst mal allein sein.

ENDE